

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrierten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltele Beilisteile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Ein „pflichttreuer Beamter“.

Unseren Lesern ist die sogenannte Affaire Thring-Rahlow zur Genüge bekannt, so daß wir an dieser Stelle kaum mehr auf die Einzelheiten derselben einzugehen brauchen. Doch wollen wir zunächst hier den Vorfall im Allgemeinen kurz registrieren.

Im Februar dieses Jahres bei der ersten Beratung des Sozialistengesetzes machte der Abg. Singer im Reichstage Mitteilung davon, daß ein Kriminalschutzmann, Namens Thring, sich unter dem falschen Namen „Mechaniker Rahlow“ in einen Arbeiterverein in Berlin habe eingeschrieben lassen und ferner die Mitglieder des Vereins zu ungesetzlichen Handlungen und Gewaltthatigkeiten aufgehetzt habe. Diese Mitteilung machte großes Aufsehen. Der Minister von Puttkamer erklärte, daß er, wenn der Fall sich so verhalte, wie der Abg. Singer ihn vorgetragen habe, mit den schärfsten Maßregeln disziplinarisch gegen den genannten Polizeibeamten vorgehen werde.

Am folgenden Tage kam der Minister, nachdem er sich auf dem Polizeipräsidium informiert hatte, auf den Vorfall zurück und theilte dem Reichstage mit, daß der Kriminalschutzmann Thring auf sein Gewissen und seine Amtsehre zu Protokoll erklärt habe, daß er sich in dem Arbeiterverein lediglich beobachtet und passiv verhalten und mit Mitgliedern des Vereins außerhalb desselben nicht verkehrt habe. Alles, was über ihn vorgebracht, sei eine Lüge. — Schutzmann Thring aber werde von seinen Vorgesetzten als ein wahrheitsliebender und glaubwürdiger Mann bezeichnet, so daß er, der Minister, den ganzen Vorfall als ein charakteristisches Merkmal der sozialdemokratischen Kampfweise ansehe. Darauf forderte der Minister den Abgeordneten Singer auf, seine Gewährsmänner zu nennen, um die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Allgemein glaubte man, Singers Gewährsmänner sollten als Trugen in der Disziplinaruntersuchung gegen Thring dienen, nur die Sozialdemokraten waren misstrauisch, deshalb nannte der Abgeordnete Singer auch nur zwei seiner Gewährsmänner, um die Uebrigen eventuell als Zeugen noch bei der Hand zu haben.

Diese Vorrichtung erwies sich in der Folge als äußerst zweckmäßig, denn nicht Herr Thring-Rahlow wurde angeklagt, sondern die beiden Gewährsmänner, Berndt und Christensen und zwar wegen verleumderischer Beleidigung des „pflichttreuen Beamten“ Thring-Rahlow. Die Ankläger hatten Glück. Das Schöffengericht schenkte den Aussagen des einen „pflichttreuen Beamten“, der bei der Sache mit seiner ganzen Stellung, mit Entlassung aus derselben oder mit Beibehaltung derselben, interessiert war, mehr Glauben, als sieben ehrlichen Arbeitern. Die

beiden Angeklagten wurden in der wegen verleumderischer Beleidigung eines wahrheitsliebenden, „pflichttreuen Beamten“, jeder zu der exorbitant hohen Strafe von 6 Monaten Gefängnis verurtheilt.

Die Reaktion hatte triumphirt. — Die konservativen und offiziellen Zeitungen fielen mit aller Wuth über die verlogenen Sozialdemokraten weiblich her und nicht minder über den „leichtgläubigen, leichtfertigen“ Abg. Singer. Der „pflichttreue Beamte“ Thring-Rahlow aber wurde in allen Tonarten als gekränkte Unschuld gefeiert. Kurze Zeit nach dem Prozeß wurde Christensen und der Abg. Singer auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin ausgewiesen. —

Der Triumph der Reaktion aber sollte nicht von langer Dauer sein. Das Verhängniß nahte. Die Berufungsinstanz sprach beide Verurtheilten kostenlos frei, weil Alles was sie dem Abg. Singer und was dieser dem Reichstage über den Thring-Rahlow mitgetheilt hatte, auf voller Wahrheit beruhe. — Damit hat die Tragikomödie ihr theatralisches und, sagen wir es heraus, ihr höchstrechtliches Ende genommen. —

Was mit dem sauberen Herrn „Mechaniker Rahlow“, mit dem „pflichttreuen Beamten“, Herrn Thring“, geschieht, das ist für uns völlig gleichgültig. Ob derselbe diszipliniert wird oder nicht, ist Nebensache — er ist nur ein einzelner Mensch.

Biel mehr interessiert es uns, ob dieser Einzelfall auf das ganze System der Geheimpolizei Einwirkung erlangen wird. Denn solange es nicht abgeändert wird, daß Kriminalpolizisten sich unter falschen Namen in politische Vereine einschleichen, solange werden wir immer Thring-Rahlow's haben!

Ein außerordentlich treffliches Wort hat nach dieser Richtung hin in der Berufungsinstanz der Vertheidiger, Herr Rechtsanwalt Mundel, gesagt, als er bemerkte, daß das „Reiten“ selbst, welches der Zeuge Thring betreibt, Falschheit und Verrath zur Grundlage habe. Da liegt des Fabels Kern! Ein politischer Geheimpolizist, der fortkommen will, glaubt, daß er seiner vorgesetzten Behörde auf alle Fälle „kostbares Material“ liefern müsse. Und findet er keins, was durchweg der Fall ist, so sucht er sich solches zu verschaffen und wird zum Agent provocateur. — Das liegt so in der Menschennatur! Beförderung, Belohnung — früher zahlte man den Polizisten sogar „Fangprämien“ — das sind die Kriebhebern für die Handlungsweise vieler Polizeibeamten — und giebt man ihnen Gelegenheit, indem man ihnen das Einschleichen unter falschen Namen in Vereine erlaubt oder gar befiehlt, so drängt man sie auf die schiefe Ebene, auf der diese Leute

immer tiefer hinabgleiten in den Sumpf des gemeingefährlichen Streberthums. —

Ober war etwa das Aufreten des Geheimpolizisten Thring, dieses „pflichttreuen Beamten“ nicht im höchsten Grade gemeingefährlich? Wenn alle die Arbeiter, bei denen er seine Provokationen angebracht hat — und die Zahl derselben ist bei den Gerichtsverhandlungen nicht annähernd ermittelt worden —, seinen Andeutungen Folge gegeben haben würden, so wäre es für den agent provocateur unmöglich gewesen, die Handlungen seiner Jügelinge zu überwachen und dieselben rechtzeitig zu denunciren. Manche derselben konnten ihm aus dem Auge kommen und die entsprechenden Handlungen auf eigene Faust verüben. —

Nicht dem „pflichttreuen Beamten“ ist es zu danken, daß die geflüchteten Drachenzähne nicht aufgegangen, sondern den pflichttreuen Arbeitern, welche ihre Familie, ihre Ehre, ihre Sache im Auge behielten trotz aller Provokationen. Ihnen, die unsäglichen Elend abgewandt haben, mühte man allerseits Dank sagen, anstatt sie zu verfolgen. —

Der Fall Thring-Rahlow aber enthält eine tief eindringliche Lehre für alle diejenigen, welche Anhänger und Lobpreisler des Sozialistengesetzes sind.

Aus der sächsischen Lausitz.*

Professor Böhmert, der Direktor des Königlich sächsischen statistischen Bureaus, beginnt in der „Sächsischen statistischen Zeitschrift“ eine Serie von Arbeiten über sächsische soziale Verhältnisse zu veröffentlichen. Wir entnehmen das Ehatistische der folgenden Mittheilungen über die sozialen Verhältnisse im Kreise Jittau einer Arbeit v. Schlieben's (Büch. des sächs. statist. Bureaus 1885, p. 156—190). In Kreise Jittau werden sechzehn verschiedene Arten Gewerbe, sowohl feine als gewöhnliche, hauptsächlich Adper, Kleiderstoffe, Scherren, Oelank, weiße Leinwand auf im Ganzen 9255 Handwebstühlen gewebt. 1225 Handwebstühle standen am 1. Oktober 1880 still. An diesen Stühlen waren 9413 Hausindustrielle, 12,73 v. St. der Gesamtbevölkerung, und zwar 6734 selbstständig, 2679 unselbstständig thätig, 7001 Personen beschäftigten sich berufsmäßig, ohne jede Nebenbeschäftigung, mit der Handweberei, nur 1386 von ihnen hatten Feld in Pacht. Man kann hieraus erkennen, wie unrichtig es ist, wenn man landläufig die Hausindustrie als Nebenbeschäftigung der Landwirtschaft betrachtet, ganz im Gegentheil ist in industriell hochentwickelten Ländern die Landwirtschaft, und zwar nur in recht wenigen Fällen Nebenbeschäftigung der Hausindustrie.

*) Wir entnehmen diesen hübschen Aufsatz von Ab. Braun der Wiener „Deutschen Wochenschrift“, herausgegeben von Dr. Friedjung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.]

Im Hause des Verderbens.

Kriminalroman.
Von Reinhold Drimann.

I.
Eine nicht zahlreiche, doch anscheinend sehr feine Gesellschaft war es, die sich in dem mittelgroßen, elegant eingerichteten Gemache zusammengefunden hatte. Acht Herren von verschiedenem Alter saßen in bequemen Sammtsauteuils um den vieredigen, länglichen Tisch, der inmitten des Zimmers auf einem farbenprächtigen Smyrnaeteppich stand. Während Einige kaum die Mannesjahre erreicht hatten, mischte sich bei Andern schon manches graue Fädchen in Haupt und Barthaar, und am unteren Ende des Tisches saß sogar ein Greis. All' diese Gesichter aber, die alten wie die jungen, die gleiche Erregung, und die Beschäftigung, der man sich in dem kleinen Kreise hingab, war auch die gleiche; — man spielte nämlich! Eine in kleine, mit Zahlen und Buchstaben bezeichnete Felder eingetheilte grüne Wachstafelwand bedeckte fast den Tisch, und die Anwesenden richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Fall der Karten, welche der Bankhalter durch seine schlanken Finger gleiten ließ, und auf die Goldstücke und Kassenscheine, welche dieselben schlanken Finger entweder von dem grünen Wachstuche fortzogen oder dem Einen oder dem Anderen der Mitspielenden zuschoben.

Die Stube auf dem Sims des Kamins zeigte bereits wenige Minuten vor Mitternacht. Man hatte sich der aufregenden Unterhaltung schon seit geraumer Zeit hingegen, denn wenn auch die Augen der Spielenden noch leidenschaftlich glänzten, so machte sich doch in den bleichen Gesichtern hier und da ein Zug von Abspannung bemerklich, der die plötzliche Erregung bei einem größeren Gewinn oder Verlust nur desto schärfer hervortreten ließ.

Der Bankhalter allein, jener junge Mann am oberen Ende des Tisches, dessen schlank Finger unausgesetzt in

rascher Bewegung waren, schien frei zu bleiben von Ermüdung. Sein gebräuntes Gesicht mit den kalten dunklen Augen, die fest und ruhig auf jedem Gegenstande hafteten, den sie einmal erfaßt hatten, zeigte nicht die geringste Veränderung, ob er nun die glänzenden Metallhäufchen an sich zog oder sie einem Andern zuschob; seine Stimme behielt stets dieselbe klare und ruhige Färbung, ob nun die Karte, die er nannte, einen Gewinn oder einen Verlust für ihn brachte, und die nachlässige Ruhe, mit welcher er von Zeit zu Zeit das leichte braune Haar aus der Stirn zurückführte, bildete einen seltsamen Gegensatz zu den nervösen, zitternden Bewegungen der Andern.

Er hatte allerdings auch weniger Ursache zur Aufregung, denn wenn auch hin und wieder eine stark besetzte Karte zu seinen Ungunsten fiel, so war er doch unverwundbar vom Glücke weit mehr bevorzugt, als irgend einer der Mitspielenden. Schon konnte er die gewonnenen Goldstücke in ganz ansehnlichen Säulen vor sich aufstellen, und fast achtlos schob er die kleineren, von den zitternden Fingern der Spieler zerklüfteten Kassenscheine an seiner Seite zu einem Häufchen zusammen.

Der Doktor hat heute wieder vertauselt viel Glück“, flüsterte ein an der andern Seite des Tisches sitzender junger Mann mit schlaffen, verlebten Zügen seinem Nachbar zu, „es ist gerade, als ob irgend ein böser Geist für ihn die Karten mischte.“

Der Angeredete, ein kleiner magerer Fäufziger mit unheimlich beweglichen, fliehenden Augen, antwortete nicht so gleich. Er senkte die Lider so tief, daß man glauben konnte, sie seien geschlossen, und nur ein scharfer Beobachter den lauernden Blick aufzufangen vermochte, der unter diesen Augenlidern hervor auf die beweglichen Finger des Bankhalters gerichtet war, die gerade in diesem Moment eine Karte aufwarfen.

„Wieder gewonnen!“ murmelte er dann mit einem eigenhümlichen Lächeln um die Mundwinkel, und sich an seinen Nachbar wendend, fügte er ganz leise hinzu: „Ich fange an zu glauben, daß dieser böse Geist in des Doktors eigenen Fingern sitzt. Noch zwei so verdächtige Bewegungen,

wie ich sie eben gesehen habe, und ich stelle ihn hier vor der ganzen Gesellschaft als Falschspieler zur Rede!“

Die Bemerkung war so leise gemacht worden, daß auch nicht ein einziges Wort bis an das andere Ende des Tisches gedrungen sein konnte, aber seltsamer Weise waren die kalten klaren Augen des Bankhalters gerade in diesem Moment auf die beiden Flüstern den gefallen, und das spöttische Lächeln, das für eine Sekunde seine Lippen träufelte, schien fast darauf hinzudeuten, daß er den Inhalt ihrer Worte von ihren Rippen abgelesen habe. Er mischte mit derselben Ruhe wie vorher, die Karten fielen und — er hatte verloren. Der kleine jagere Beobachter wollte seinem Nachbar eben wieder eine Bemerkung zusprechen, als ein Klopfen an die Thüre ihn und die übrigen Spieler hoch aufstöhnen ließ. Der weißhaarige alte Mann am Ende des Tisches war zuerst erschreckt aufgesprungen, als sich aber das Klopfen noch einmal und in einem ganz eigenhümlichen Takte wiederholte, schwand seine Besorgniß, und mit schleppenden Schritten ging er selbst nach der verschlossenen Thüre, um sie zu öffnen.

„Guten Abend, Herr von Lüttner! Guten Abend, meine Herren!“ tönte ihm eine etwas heifere Stimme entgegen, und ein wohlbeleibter, älterer Herr mit weingedübeltem Gesichte und kleinen blinzeln den Augen trat in das Zimmer. „Ich habe die Ehre, heute Abend einen guten Freund in Ihren Kreis einzuführen, meine Herren“, fuhr er fort, indem er auf einen jungen Mann deutete, der hinter ihm die Schwelle überschritten hatte, „Herrn von Brandenstein, dem es ein Vergnügen sein wird, sich an unsern zwanglosen und gemüthlichen Zusammenkünften zu beteiligen! — Wollen Sie nicht gefälligst etwas zusammenrücken, meine Herren?“

Für einen Augenblick hatten sich alle Blicke neugierig forschend dem neuen Ankömmling zugewendet, der nicht ohne eine gewisse Verlegenheit zu sein schien. Als man aber erkannt hatte, daß die Erscheinung des hübschen und eleganten, wenn auch etwas bleichen jungen Mannes durchaus nichts Mißtrauen Erregendes darbot, richtete man nach flüchtiger Begrüßung und schnellem Zusammenrücken seine Aufmerksamkeit wieder auf das unterbrochene Spiel. Das-

Der wöchentliche Verdienst bei mindestens zwölfstündiger Arbeitszeit war äußerst niedrig. Von 5926 Personen verdienten mehr als die Hälfte (3013) nur circa 3 M., 2601 nur 3 bis 5 M., 83 hatten ein wöchentliches Einkommen von 4 bis 5 M., 229, also nicht einmal der 25. Theil, verdiente sich pro Woche 8 bis 10 M.

Da das Jahr 1880 einen sehr schlechten Geschäftsgang hatte, ist es sehr angenehm, daß diese Daten nicht allein stehen und durch Vergleichung mit den ganz neuen vom Jahre 1885 an Werth gewinnen.

In den letzten fünf Jahren war die Zahl der Handwerker um 713, das sind 7,57 pCt., zurückgegangen. Die Fälligkeit vom Jahre 1880 weist ferner 6734 selbstständige Handwerker auf, die vom Jahre 1885 aber nur 6360, also trotz des verbesserten Geschäftsganges sanken immer mehr Hausindustrielle in das Proletariat, forderte die kapitalistische Produktionsweise unausgesetzt ihren Tribut.

Die Wahrnehmung, daß sich die Jugend von der absterbenden Hausindustrie abwende, wurde auch in den Hauptzentren der Weberei in Bittau konstatiert; daß in ganz unbedeutenden Orten die entgegengesetzte Erscheinung beobachtet wurde, ist ziemlich belanglos. Die Hausindustrie, in den meisten Zweigen ökonomisch unhaltbar, verliert immer weniger über einen eingetragenen Nachwuchs und geht ihrem Untergange entgegen in jenen, wo sie auch aus besonderen (ökonomischen und ähnlichen) Gründen weiterbestehen könnte. Wie gering der Nachwuchs, erstlich man aus der Thatsache, daß gerade bei der Weberei die älteren Arbeiter überwiegen. Von 989 Handwebereibetrieben hatten nur 133 das 30. Jahr nicht erreicht, dagegen fanden 451 zwischen dem 30. und 50., und 555 hatten das 50. Jahr schon überschritten; dabei entfiel sich das männliche Geschlecht noch weit mehr der Handweberei als das weibliche, denn 61 Männer unter 30 Jahren fanden 72 Mädchen und Weiber gleichen Alters gegenüber.

Von den acht über 75 Jahre alten Webereibetrieben hatten zwei einen Verdienst von über 525 M., drei verdienten 125 bis 200 M., einer 87 und zwei unter 50 M. Die so niedrigen Löhne sind aber nicht Ursache des Alters, sondern der tieftraurigen ökonomischen Verhältnisse. Die meisten Hauswebereibetriebe mit der auf der Höhe der technischen Entwicklung stehenden Fabrikindustrie, der Einzelne mit unvollständigem Werkzeuge gegen die große Maschine, es ist das Bild vom Weltlaufe der Schande mit der Lokomotive — wie lange noch die Schande nicht abhalten wird? Wer weiß es, doch allzu lange sicherlich nicht. Wie soll eine industrielle Bevölkerung bei ihrer Gemeinheitsfähigkeit verbleiben, wenn Tagelöhne von 1/4 M. keine Seltenheit, solche von 1 M. zu den beneidenswerten gehören. Einen besonders tiefen Stand haben die Frauenlöhne; so verdienten von 128 Webereibetrieben bei einem und demselben Fabrikanten 37 weniger als 100 M. jährlich, 70 100 bis 200 M., 18 200 bis 250 M. und nur 8 mehr als die letzte Summe, und dies sind nicht Reinerträge, davon geht manchmal Spulerlohn, Schmiermittel, Reparaturen des Webstuhles u. dgl. noch ab. Die Löhne der Männer sind zwar besser, aber noch immer von bedauerlichem Mangel. So verdienten von 98 Webereibetrieben beim gleichen Fabrikanten 7 unter 100 M., 17 unter 200, 21 unter 300, 23 hatten ein Einkommen von 300 bis 400, 13 von 400 bis 500 und 17 von mehr als 500 M.

Die Weberei als Hausindustrie wird in der Regel von der ganzen Familie betrieben, was dem Wesen dieses Betriebs systems entspricht und die traurigen Einkommensverhältnisse gleichzeitig ökonomisch ermdlicht und erklärt. Von 15 Hauswebereibetrieben hatte eine ein Einkommen von 200, eine von 200 bis 300 M., drei lebten von 300 bis 400 M., fünf von 400 bis 500 M., und andere fünf hatten ein höheres Einkommen, eine von den letzteren sogar von 755 M.; das hohe Einkommen erklärt sich dadurch, daß ein Sohn fast ebensoviel wie der Vater verdiente und noch nicht aus der Familie ausgeschieden war.

Die höchsten Lohnsätze der Weberei hat die Damastweberei, die die Anzahl der Arbeiter hat aber auch dort ein geringeres Einkommen als das durchschnittliche des Fabrikarbeiters. Von den Webereibetrieben erreichte keine den Lohnsatz von 300 M. Von den 84 in einer Damastweberei beschäftigten Personen hatten 27 ein Einkommen von 75 bis 300 M., 36 ein solches von 301 bis 600 M. und 21 ein höheres Einkommen, welches in vier Fällen sogar 800 M. überstieg und in einem Falle 1270 M. erreichte. Solche Fälle von recht gutem Einkommen sind in der heutigen Hausweberei ganz vereinzelt und eben deshalb von gar keiner Bedeutung. Das Einkommen der auf Stücklohn Arbeitenden ist ziemlich gleich dem auf Tagelohn Arbeitenden, besonders schwierig ist hier Netto- und Bruttoeinkommen zu scheiden. Im Allgemeinen ist der Nominallohn seit 1864 gestiegen, wenn auch nur in vereinzelten Fällen um 25 bis 35 pCt. Leider bedeutete diese „Lohnerhöhung“ nicht die Möglichkeit einer besseren Lebenshaltung, im Gegenteil der Reallohn ist tief gesunken, denn Mehl und Lebensmittel sind in der gleichen Zeit weit

mehr gestiegen, so daß trotz verkehrten Wobeldienstes noch größere Einschränkung als früher nöthig wurde.

Die Wohnung mußte in 51 von 52 untersuchten Haushaltungen auf eine Stube, eine oder zwei Kammern reduziert werden, nur eine einzige Familie bewohnte zwei Stuben, von 23 Webereifamilien zahlte 4 keine Mehlzölle, 13 M. 10 bis 40, 2 M. 40 bis 50 und 4 noch mehr, eine sogar über 100 M. Für die Beheizung der Wohnung mußten 32 Familien 25 bis 45 M., 10 mehr und 9 weniger ausgeben.

Kartoffeln, Brot und Mehl sind die Hauptnahrungsmittel unserer Webereifamilien, Fleisch kommt in einigen Familien nur zu den hohen Festen oder Sonntagen auf den Tisch, nur 5 von 52 Familien gaben wöchentlich mehr als 81 Pfennige für Fleisch aus, ein kleiner Adelsgüterbesitzer wurde an einem Wochentage bei seinem Mittagessen betroffen, daß in Kartoffeln, Quark, Brot und Milchsaft bestand. Nur bei 40 von den 52 Familien fanden sich Ausgaben für verschiedene Vergnügen, Wirthschaftsbedarf, Tabak etc.

Der Kopf des schulpflichtigen Kindes beträgt das Schulgeld 5,58 M., dieses mit eingerechnet kamen 17,05 M. an Staats- und Gemeindesteuern auf die Webereifamilie. Nicht einmal ein volles Drittel der untersuchten Haushaltungen konnte Beiträge für Lebens- und Krankenversicherung oder für Vereine ausgeben, selbst die Beteiligung an der obligatorischen Krankenversicherung seitens der Handwerker ist eine sehr geringe, von Beiträgen zu sonstigen Wohlfahrtsanstalten konnte nichts entrichtet werden; die Weberei wird von sehr sparsam geschlichtet, sie haben aber keine Ersparnisse.

Wir haben nach amtlichen Aufnahmen, die zwar zum Theil Anlaß zur Kritik bieten, aber im Ganzen sicher richtig, jedenfalls keine beabsichtigte, sondern eine nothgedrungene Malerei Schwarz in Schwarz sind, die Lage der Handwerker in Bittau geschildert. Wir haben dies, um möglichst sichere Daten über die Lage einer Webereibevölkerung bieten zu können. Wir glauben, daß die hunderttausende Handwerker in Oesterreich und Deutschland sich in ziemlich gleicher sozialer Lage befinden; daher ist die Untersuchung, ob Aussichten für eine Besserung dieser Verhältnisse existieren, von größter Wichtigkeit. Von allen wirklichen Kennern der Hausindustrie muß diese Frage unbedingt verneint werden. Die Handweberei ist im Absterben begriffen, überall, so auch im Kreise Bittau, verdrängt die mechanische Weberei unausgesetzt die Handweberei. Die mechanische Weberei wird immer mehr technisch vervollkommen und zieht frische Arbeiter in ihre Fabriken; so stieg die Zahl der Arbeiter in den Bittauer Webefabriken von 5059 im Jahre 1883 auf 6659 im Jahre 1885. Die niedrigen Lohnsätze, das relative geringe Risiko bei der Handweberei veranlassen die Unternehmer zu einer für die Weberei sehr gefährlichen Ueberproduktion. Seitens langer Arbeitslosigkeit sind die Folgen. Moden und Konjunkturen treffen die Handweberei härter als die mechanische. Die Unmöglichkeit, vom Reichte der Freizügigkeit Gebrauch zu machen, die größte Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapitalisten trotz scheinbarer Selbstständigkeit tragen mit zu diesen traurigen Verhältnissen bei. Es ist im höchsten Grade betrübend, aber auch leicht erklärlich, daß alle bisherigen Versuche, die Hausindustrie und die Lage ihrer Arbeiter zu heben, den Weg der Entlohnung gar nicht beinhalten haben. Es haben Arbeitsstudien und Behilfsvereine, Webeschulen und Ähnliches, wie sie in Schwaben und zum Theil auch bei uns errichtet wurden, gar nichts genützt, und ebensowenig Erfolg hatten Hülfen. Nicht indem wir frühere, abgestorbene Formen galdanistren, können wir uns der steigenden Entwicklung der Großproduktion entgegenstellen, sondern nur, indem wir, soweit es überhaupt möglich ist, kongeniale Formen wählen. Die Großproduktion, aber in der Hand und unter der Leitung der Arbeiter selbst, nicht die kapitalistisch ausgebeutete, das ist die Betriebsform der Zukunft.

Politische Uebersicht.

Wie sehr sich verschiedene Politiker die Köpfe des Sozialdemokraten zerbrechen, geht aus einer Nachricht hervor, welche in Leipzig ausgeht, mit Flugschwindigkeit ihre Art in zahlreichem, auch in Berliner Zeitungen gefunden hat. Es wird nämlich behauptet, daß in der sozialdemokratischen Partei Erwägungen stattgefunden, ob nicht die im Freiburger Prozeß verurtheilten Reichstagsabgeordneten ihre Mandate niederlegen und Neuwahlen veranlassen sollten, um die erstarrten Väter für die nächste Session auszufüllen. Und ist von solchen Erwägungen nichts bekannt. Eine geringe Verschiebung zu Gunsten der rechten Seite findet allerdings bei allgemeinen Abstimmungen statt, wenn sechs Abgeordnete der Linken ihr Mandat nicht ausüben können, für die parlamentarische Thatsache der sozialdemokratischen Fraktion aber fällt das Fehlen der sechs Mitglieder nicht ins Gewicht, so sehr man dasselbe aus andern Gründen beklagen mag. Zur Stellung von Anträgen ist die sozialdemokratische Fraktion mit 19 Mitgliedern noch immer stark genug und zu jeder anderen selbstständigen Aktion im Reichstag genügen auch noch nicht die 25 Stimmen, über welche die Sozialdemokratie selber verfügte. Dazu müssen

erst die nächsten allgemeinen Wahlen helfen. — Eine zweite Nachricht, daß die Verurtheilten die Uebernahme des Beschlusses beantragen wollen, beruht auf besserer Information, obwohl die Thatsache noch nicht feststeht. Dadurch aber wird der Verlauf des Prozeßes nicht aufgehoben; das Urtheil ist am 14. Oktober rechtskräftig geworden und wie wir vernehmen wollen die Verurtheilten, so rasch als möglich, wohl gegen Ende Oktober ihre Haft vollständig antreten.

Es wird weiter Stimmung für ein internationales Anarchistengesetz gemacht. Unter „Oesterreich-Ungarn“ werden unsere Leser eine dahingehende ungarische Neuerung finden und auch aus England liegt heute eine neue Auslassung vor. Der konservativ „Standard“ schreibt nämlich: „Die Energie und Hartnäckigkeit der Dynamitbanden scheint etwas mehr zu verlangen als die vereinzelte und unzusammenhängende Freithaltungsmethode, die von jedem bedrohten Lande gegen die zur Anwendung gebracht wird. Die Zeit muß kommen, und zwar bald, daß Gemeinwesen sich an ihre Rachbarn wenden müssen, um sich mit ihnen zum Schutz von Leben und Eigentum gegen die bössartigen Versuche einer Körperlichkeit zu verbinden, die keine Bande der Verwandtschaft, keine Ansprüche des Vaterlandes und nicht einmal die Bande von Rassen anerkennt. Die Dynamitbanden haben kein Vorurtheil zu Gunsten dieser oder jener Nationalität, dieses oder jenes Volkes. Sie sind in ihrem Hange und in ihrer Wuth so unparteiisch, wie Gewitterstürme oder Erdbeben. Heute suchen sie ein Land zu schädigen und morgen ein anderes; und in verschiedener und entfernter die Schauplätze ihrer Operationen von einander sind, desto mehr hoffen sie, Kontinente mit Schreden und Unruhe heimzusuchen. Die einzig wirkungsvolle Taktik der Regierungen und der Gesellschaft gegen diese losdröhenden Gegner besteht darin, daß sie sich ein Blatt auf beiden Ködern drehen. Was ist es, das hoche doceri (auch vom Gegner soll man lernen), und jähliche Stanten dürften von den Krollen des Dynamits die ungeheuren Vortheile lernen, die aus einer Vereingung erwachsen, welche nicht Stille bedeutet. Gerade so wie die Dynamitpartei gern jedes Land abwechselnd angreifen und einschüchtern möchte, so sollte alle auf diese Weise bedrohten Länder unter sich eine defensive, und selbst eine offensive Liga bilden. Abgesonderte und isolirte Aktion ist nutzlos. Die Dynamit-Banden sollten bis in ihre Höhlen verfolgt werden, daraus hervorgeht werden, und man sollte sie schließend lassen, daß die ganze Welt gegen sie in Waffen steht. Auch würde sicherlich eine dringende Frage werden, wie viel Duldung diese ungeliebten Ueberläufer gestatten werden soll, deren Schwärze und Reden deutlich und zuweilen praktisch den Zweck verfolgen, die Dynamit-Despoten zur Ausübung ihrer Verordnungspläne auszuweisen. Das unlängst über die Anarchisten in Chicago gefällte Todesurtheil ist eine gute Vorbedeutung für die Sache der gesellschaftlichen Sicherheit; denn der Richter sorg nahm keinen Anstand, nach dem guten alten Prinzip zu handeln, daß Derjenige, welche zum Tode anreizen, selbst als Mörder zu betrachten sind. Dieses ausgelegene Beispiel auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans sollte in Europa bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit nachgeahmt werden. Möglicherweise dürfte dieselbe durch die Ankünder der nächsten Dynamit-Verschwörung, die Wien in Wache legen sollen, geboten werden. Anarchie ist ein Feind, mit dem nicht umzugehen werden kann, und der keinen Pardon verdient. Die Gesellschaft erwacht allmählich aus dem Schlaf. Es wird freier geistige Regieren als die bisherigen anzuwenden haben, wenn der Feind des Universums entworfen werden soll. Das Ministerium Salisbury, welches dem „Standard“ nicht ferne stehen soll, hat alle Grund, dem kaiserlichen Bismarck gefällig zu sein. England leistete bisher den Hauptwiderstand gegen ein internationales Anarchistengesetz; das England Salisbury's wird vielleicht versuchen, durch Entgegenkommen nach dieser Richtung das Feindliche seiner politischen Haltung zu mildern, und Bismarck wird gewiß nicht verfehlen, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist. Wir glauben deshalb, daß die erwähnten Auslassungen in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen sind.

Die Centrumspresse der Provinz hat schon wieder offen ihre Sympathien für das Sozialistengesetz bekundet. Wie lange die frommen Alerikalen selber noch unter der gemäßigten Politik Bismarck's sitzen, haben sie freilich alle Wahrsamkeitregeln belächelt, seitdem sie wieder in Ruhe an die Staatskassette sitzen, scheinen sie anders zu denken. So schreibt heute der „Westfäl. Kurier“: „Wir halten die dringende Politik gegenüber den sozialrevolutionären Parteien für die einzig richtige. Allerdings sind die Revolutionäre jäh, so anständig, so bescheiden, als in Deutschland, und wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, so müssen wir sagen, daß das hauptsächlich die Bismarck'sche Politik zu Wege gebracht hat. An ihren Früchten soll man auch die Politik erkennen, und wenn wir behaupten, daß Bismarck's deutsche Rotten mehr eingeschüchert hat, als man in irgend anderen Lande der Welt bei ihren Gefinnungsgenossen

selbe ging ganz in der bisherigen Weise weiter fort; aber die Kunst des Glückes schien sich seit dem Eintritt der beiden neuen Gäste vollständig gewendet zu haben. Anfangs waren die Gewinne, zumeist zum Schaden des Bankhalters, hierhin und dorthin gefallen und namentlich vor dem hageren Fränkiger hatten sich wieder ganz ansehnliche Häufchen edlen Metalles gebildet, dann aber heftete sich das Glück mit wunderbarer Beharrlichkeit an die Einsätze des Herrn von Brandenstein, und je tollkühner er, der anfänglich nur ganz geringe Beträge gesetzt hatte, wurde, desto gewaltiger wuchsen die Summen, die ihm der Doktor zuschob, desto mehr schwanden die Goldhäufchen und schwand das Häufchen von Rassensteinen zusammen, welche der Bankhalter selbst bis dahin vor sich gehabt. Noch eine halbe Stunde mochte in dieser Weise weiter gegangen sein; da warf der Doktor einen Blick auf die Uhr und sagte in seinem ruhigen, leidenschaftslosen Ton:

„Das letzte Spiel, meine Herren! Die verabredete Zeit ist vorüber!“

Als wollte jeder die launische Kunst der Glücksgöttin noch einmal mit äußerster Kühnheit auf die Probe stellen, wurden nach diesen Worten von allen Seiten größere Summen auf das grüne Tuch geschoben. Allen voran war wieder der junge Brandenstein, der ohne zu zählen fast Alles, was er gewonnen hatte, auf eines der Felder setzte.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit bingen alle Blicke auf den Karten, die schnell durch die Finger des Bankhalters glitten. Todtenstille herrschte für einige Sekunden und erst als die siederhaft erwartete Entscheidung gefallen war, machte sich bei jedem die gewaltsam zurückgedrängte Erregung in einem Ausatzen oder in einer ärglichen Bemerkung Luft. Herr von Brandenstein hatte gewonnen!

„Ich bin zu meinem Bedauern nicht in der Lage, Ihnen den vollen Gewinn sogleich auszahlen zu können,“ sagte der Bankhalter mit unerschütterlicher Ruhe, nachdem er dem Neuling den letzten Rest des vor ihm liegenden Geldes aufgezählt hatte. „Wenn Sie mir erlauben, noch

für eine Stunde in Ihrer Gesellschaft zu bleiben, wird unsere Rechnung indessen beglichen sein.“

Die Worte waren, trotz ihres verbindlichen Loxes, mit einer so kalten Bestimmtheit gesprochen, daß sie jeden Widerstand auszuschießen schienen. Brandenstein, der noch immer besungen war, verbeugte sich schweigend und schickte sich dann, dem Beispiele der übrigen Anwesenden folgend, zum Ausbruch an. Man ging sichtlich verstimmt auseinander, ohne Brandenstein zu beachten; selbst der Herr, welcher diesen hier eingeführt hatte, entfernte sich ohne Gruß, und der Einzige, der sich von ihm verabschiedete, war der kleine hagerer Fränkiger. Derselbe trat dicht an ihn heran und sagte mit bestimmtem Tone:

„Gute Nacht, Herr von Brandenstein! — Ich wünsche Ihnen Glück zu dem ersten ausgezeichneten Erfolg! Das nächste Mal wollen wir Ihrem Freunde etwas schärfer auf die Finger sehen!“

Eine dunkle Röthe schob in die bleichen Wangen Brandenstein's; er machte eine rasche Bewegung auf den Sprechenden zu, und seine beabsichtigte heftige Erwiderung würde sicherlich noch das Ohr des rasch Davoneilenden erreicht haben, wenn sich nicht gleichzeitig von hinten her eine Hand fest und energisch auf seine Schulter gelegt und ihn zum Umwenden veranlaßt hätte.

„Nur Ruhe, mein lieber Curt,“ sagte der Doktor, der jetzt dicht an ihn herangehoben war, und dessen kaltes Auge sich fest in das seinige heftete, „es ist mitunter ratsamer, eine Beleidigung einzusteden, als ihr bis auf die Quelle nachzugehen. Was kümmert uns das Gerede dieser Leute?“

Brandenstein sah ihn halb verwundet, halb entrüstet an. Jetzt machte er sich hastig von seiner Hand los und sagte scharf:

„Ich weiß nicht, mein Herr, wodurch Sie sich berechtigt glauben, in einem so unangebrachten vertraulichen Tone mit mir zu sprechen. Hinsichtlich der Bedeutung Ihrer Worte darf ich mir wohl eine nähere Erklärung erbitten!“

Der Doktor lächelte überlegen. „Nicht hier, mein Freund! — Das ist ein Ort, an

dem ich nicht gern über Gebühr verweile; aber da noch ein Stündchen oder mehr bei einander bleiben werden, ist Zeit genug für alle möglichen Erklärungen. denke, wir werden uns ohnehin Mancherlei zu erzählen haben.“

„Zum Henker, mein Herr, nichts haben wir zu erzählen! — Wen glauben Sie denn eigentlich vor sich haben?“

„Nun, wen anders als meinen lieben Freund und Bruder Curt von Brandenstein, den arbeitschönen Kollegen aus der Prima unseres gesegneten Gymnasiums, den Bundesgenossen manches ebenso lustigen wie schicklichen Jugendfreies! Solltest Du wirklich Paul Ramfeld ganz vergessen haben?“

„Wie — Ramfeld? — Ich hätte Sie in der Welt nicht erkannt!“

„Warum das kalte Sie, mein lieber Curt? Ich weiß Dich doch nicht etwa Deiner alten Schulfreundschaft schämen?“

„D, durchaus nicht,“ erwiderte Brandenstein mit ungewisser Stimme, „aber wir haben uns seit so langer Zeit nicht gesehen, und diese Begegnung ist überdies so rasch.“

„Daß Du nicht gleich die alte Vertraulichkeit wieder finden konntest? — Ich verstehe das vollkommen. Aber muß gesehen, überrascht hat es auch mich, daß ich Dich in diesen Kreis eingetreten sah.“

Brandenstein erröthete und suchte seine Verlegenheit hinter einem gezwungenen, leichtfertigen Lächeln zu verbergen.

„Nun, man will eben Alles einmal frassen lernen,“ sagte er. „Zum zweiten Male werde ich auch schon wieder hierherkommen.“

Der Doktor lächelte spöttisch auf.

„Möchte auch nicht sonderlich rathsam sein,“ sagte er. „Defter als einmal darf man sich derartige Abenteuer wohl nicht erlauben, und das muß wahr sein — etwas haben wir es an diesem Abend getrieben.“

„Ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst,“

wird, so fragen wir jeden Unbefangenen: Ist das wahr, oder ist das nicht wahr? — Als wir neulich ein ultramontanes Blatt festnagelten, weil es den Sozialisten gegenüber nach Polizei und Gefängnis schrie, bemerkte uns ein anderes rheinisches Zentrumorgan, selbstverständlich siehe ihre Kollegin ganz isolirt da und niemand würde ihre Auslassung billigen. Heute singt der einflussreiche „Beste. Revue“ ein Preislied auf die „Bismarck-Vorkamerliche Erziehung!“ Wenn das so fortgeht, so soll es uns nicht wundern, bei den nächsten Debatten über das Sozialistengesetz das ganze Zentrum auf der Seite der Regierung zu finden. Es scheint überhaupt, als ob das Zentrum selbst die Rationalisten an Schmieglamkeit und Gefinnungslosigkeit noch übertraffen wolle.

Das Anwachsen der Militärtausgaben und die Finanzlage des Reichs. Der Stuttgarter „Beobachter“ hat sich bemüht, die Ausgaben für das Heer und die Flotte Deutschlands in einer Tabelle übersichtlich darzustellen. Darnach betragen die Ausgaben im Jahre:

Jahr	1873	380	Millionen Mark
1874	393	„	„
1875	459	„	„
1876/77	556	„	„
1877/78	482	„	„
1878/79	488	„	„
1879/80	453	„	„
1880/81	456	„	„
1881/82	480	„	„
1882/83	452	„	„
1883/84	449	„	„
1884/85	462	„	„
1885/86 (nach dem Etat)	461	„	„
1886/87 (nach dem Etat)	478	„	„

In dieser Summe ist nicht inbegriffen: erstens der Reichsriegelschatz von 120 Millionen Mark im Juliusthurm zu Spandau; die Frage, wozu die 5 Milliarden der französischen Kriegsschuldigung gekommen sind, wollen wir gar nicht beantworten. — Die Hölle und indirekten Steuern, welche das Reich vereinnahmt, sind von 164 Millionen im Jahre 1872 auf 391 Millionen in 1886 gestiegen; die Reichsschulden (selbstredend ohne die Staatsschulden der Einzelstaaten) betragen 1874 vier Millionen, 1886 dagegen 621 Millionen Mark.

Die verdeckte Schutzzollerei scheint im internationalen Verkehr eine immer größere Rolle spielen zu sollen. Zunächst sind es gesunde heilige Rüststücken, von denen ja Deutschland bei dem Einfuhrverbot des amerikanischen Schweinefleisches einen so sehr zur Nachahmung reizenden Gebrauch gemacht hat, welche immer schärfer in den Handelsverträgen von Land zu Land einzugreifen beginnen. Im Reich beklagt man sich nach der „Vol. Sig.“ u. B. deutscherseits, dass man in Frankreich bei dem importierten Bier, welches man als salzig-süßlich und darum als gesundheitschädlich bezeichnet und von der Einfuhr ausschließt, nicht einmal den Zoll für die so fixierte und weggeschüttete Waare wieder herauszahlen will. Ein anderes Mittel der Einfuhrbeschränkung ist das Verbot der Anwendung ausländischer Firmen. In einer der „Kön. Sig.“ ausgegangenen Korrespondenz wird berichtet, dass der Export deutscher Luxuspapiere nach Frankreich fast mit Vernichtung bedroht sei. Die feineren Briefpapiere, um welche es sich dabei handelt, werden meistens in kleinen Pappschachteln geliefert, auf denen die Adresse des betreffenden französischen Detailhändlers unter Aufsicht der von ihm festgehaltenen Waaren aufgedruckt ist. Ohne diese Geschäftsempfehlungen, welche keineswegs Beziehungen des Ursprungs der Erzeugnisse sind und lediglich im Auftrag und Interesse der französischen Detailisten angewendet werden, sind die bezeichneten Papiere nach dem beschriebenen Handelsbrauch ganz unverkauflich und die Handhabung des Einfuhrverbotes fremder Waare unter französischer Marke droht somit den genannten Zweig des deutschen Geschäftverlebens mit Frankreich geradezu zu vernichten, so dass — also heißt es in der „Kön. Sig.“ — der Zweck der französischen Papierfabriken, sich ihres deutschen Mitbewerbers mit Hilfe der Regierung zu entledigen, erreicht erscheint. Der Korrespondent des rheinischen Blattes findet dieses Verfahren „un schön“. Aber die gleiche Bezeichnung wird sich mit nicht minderem Rechte auf manche in Deutschland getroffenen Absprungsmaßregeln anwenden lassen, und wenn einmal über allerlei Einfuhrschranken Beschwärde geführt werden soll, so wird das Deutsche Reich, wo man nicht allein durch Hölle, sondern auch durch Interpretation des gesetzlich festgestellten Zolltarifs, durch Eisenbahntarife, durch sanitätspolizeiliche Einfuhrverbote, durch Verwaltungsbeschriften u. d. d. ausländischen Erzeugnisse direkt auszuschließen sucht, am wenigsten als Kläger auftreten können.

Aus Spremberg, 13. Oktober, erhält die „Berl. Sig.“ folgende Privatmittheilung: Der aus den hiesigen Tamullen bekannte Polizeiergeant Dubrich, der sich für die vorläufige Stadtwachmeisterstelle nach Rognit bei Tüft gemeldet hatte, hat nunmehr, nachdem er dort gewählt und sein Entlassungsgesuch hier genehmigt worden ist, mit Schluss des abgelaufenen Quartals seine hiesige Stellung verlassen und ist bereits nach Rognit abgereist. Bezeichnend für den Grad der

Beziehungen, in denen sich Dubrich zu den Spremberger Vorgängen befand, ist das ihm vom hiesigen Magistrat ausgesetzte Abgangstest, in welchem sich u. a. folgende Stelle befindet: „Dubrich ist bei aller Dienstsichtigkeit und Pünktlichkeit, die ihm nachgerühmt werden muß, doch auch zu Willkürlichkeiten geneigt, so daß er sich gefallen lassen muß, monirt zu werden.“

Auch ein Verbot. Als Gründe des Verbots der in Kaufmann einberufenen Volksversammlung wurden, wie wir gestern bereits kurz meldeten, von der dortigen Polizeibehörde angegeben: 1. Der Einberufer ist notorisch Sozialdemokrat. 2. Der als Referent bestimmte U. Bierck von München tritt durch sein agitatorisches Wirken für die Zwecke der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in namhafter Weise hervor, und 3. ist mit Rücksicht auf diese Thatsachen die Annahme gerechtfertigt, daß die Versammlung zur Förderung sozialdemokratischer Bestrebungen bestimmt ist. — Alle drei Gründe sind wiederholt im Reichstage als völlig unzutreffend für ein Verbot bezeichnet worden und zwar von den Führern der Majorität. Die „Förderung sozialdemokratischer Bestrebungen“ ist durch das Sozialistengesetz überhaupt nicht verboten — man hat es also hier nicht mit einem auf das Gesetz gestützten Verbot zu thun, sondern lediglich mit einem polizeilichen, welches sich zu Unrecht auf das Gesetz stützt.

Ausgewiesen wurde aus dem Leipziger Belagerungsgebiet der Nigarbeiter Hoffmann zu Stöcker, der rasklos für die Sache der Arbeiter lange Jahre thätig war.

Rauchverbot für Lehrer. Nach der „Frankfurter Sig.“ hat der Direktor des dortigen Gymnasiums, Dr. Weidner, früher in Darmstadt, dem ihm unterstellten Lehrercollegium erklärt, er finde es unanständig, wenn Jemand auf offener Straße rauche. Dem Wunsch des Direktors sollen die Dortmunder Lehrer auch entsprochen haben. — Die „Frei. Sig.“ bemerkt hierzu: Es muß ja allerhand Käuze geben. Aber Verbote des Rauchens auf städtischen Straßen sind uninteressant. In Deutschland seit dem Jahre 1848 sonst nicht mehr vorgekommen. Strohdächer, welche durch das Rauchen in Gefahr gebracht werden könnten, sind in Dortmund auch wohl nicht vorhanden.

Berichtigung. Das Strafgericht des Amtsgerichtsrahms Franke gegen den Klempner Ernst Gdy und Genossen in Wader wegen Störung der Sonntagsfeier durch Verbreitung von Flugblättern und Stimmzetteln (Nr. 236) trifft, wie wir berichtend bemerken, nicht freisinnige Kolporteurs, sondern Sozialisten.

Oesterreich-Ungarn.

Auch in bürgerlichen Kreisen hält man die polizeilichen Mittelungen über die Anarchistenverschöpfung vielfach für übertrieben. So schreibt das radikale, kritisch-sozialistische Wiener „Vaterland“: „Wir finden in dem (polizeilich-schändlichen) Bericht das ganze Requirerverzeichnis der bekannten Schauerromane... geheime Niederlagen von falschen Schnurwärdern, Dolchen, Raubwaffen, Fallschirmwerkzeugen; da werden — in einem Wirtschaftshaus — Sonntagsvorlesungen über Aitentalkemie gehalten und eine Anzahl Schuster und Weber hundert — glücklicherweise erfolglos — die Kunst, ohne eigene Gefahr Wien an allen vier Ecken anzulinden und dann in die Luft zu sprengen.“ Aus diesen Worten erhellt, daß in den feudalen Kreisen des „Vaterland“ bezüglich der Verschöpfung dasselbe Wirtrauen herrscht, wie bei den Sozialisten und vielsach in bürgerlichen Kreisen. Wenn aber das „Vaterland“ weiterhin aus diesem Anlaß in lächerlicher Wendung gegen die „Judenpresse“ und gegen den Vorschlag der deutschen Klubs auf Einführung von Arbeiterkammern loszieht, so sind diese Forderungen offenbar weniger logisch als die Vermuthung der Arbeiter, die phantastische Ausübung und sensationelle Inszenierung der fünfzehn Fallschürmer, Gauner und Aitentalk-Mittelschüler solle dem im Reichstage befindlichen Sozialistengesetz zur Empfehlung dienen. Der Reichsrath hat bekanntlich ein Anarchistengesetz, welches die Verfolgung anarchistischer Verbrechen betrifft, angenommen; ein zweites Anarchistengesetz gegen den Sozialismus im Allgemeinen findet aber vielfachen Widerstand und ruht in einem Rußhufe. Schon zu Anfang September wurde die Mittheilung einer gewissen angeblich pseudo-anarchistischen Flugchrift in Wien von dem Brünner Sozialistenorgan „Volksfreund“ mit dem neuerlich bevorstehenden Sozialistengesetz in Verbindung gebracht. Für Wien hat übrigens dies Gesetz keine erhebliche praktische Bedeutung, da hier ohnehin der Ausnahmestand herrscht, in Folge dessen sich auch die sozialistischen und anarchistischen Organisationen jenseit auflösen und das Sozialistenorgan „Wahrheit“ zu erscheinen aufhörte (siehe 20. Februar 1885). Gegenwärtig befindet sich der Hauptstich des österreichischen Sozialismus in Brunn, wo der „Volksfreund“ als Zentralorgan und neuerdings auch „Die Arbeiterstimmen“, jedes zweimal monatlich erscheinen und von wo werden der sehr geschickte arnache, Oesterreichische Arbeiterkalender für das Jahr 1887“ ausgegangen ist. Demnach soll, wie die „Kön. Sig.“ hört, auch in Wien von neuem eine sozialistische Zeitung ihr Heil versuchen.

nissen schon beim Spiel getheilt hätten. Jetzt werden wir in aller Freundschaft nachträglich thun — das ist der ganze Unterschied!“

„Ah, das ist abscheulich, Ramsfeld, das ist niederträchtig!“

„Mag sein,“ gab der Doktor gleichmüthig zurück, „aber es ist für uns das Angenehmste und Borthilhafteste gewesen — und das ist doch schließlich die Hauptsache!“

„Wenn ich nicht in einer so verzweifeltsten Klemme wäre, wenn mir dieses Geld nicht in der That schon als letzte Rettung erschiene, — ich würde mich wahrlich für jeden Antheil an diesem sauberen Handel bedanken! Hätte ich nur früher eine Ahnung von diesem elenden Manöver gehabt!“

„Nun, ich wette, Du hättest es Dir alsdann ebenso ruhig gefallen lassen. Wenn einem der Strid schon um den Hals gelegt ist, denkt man nur noch an Loskommen; da haben die schönen Redensarten von Moral und Ehre verdammt wenig Bedeutung mehr. Und zudem, was haben wir denn so Schlimmes gethan? Nichts Anderes, als was jeder von unseren Kameraden da thun wird, sobald ihm die Gelegenheit dazu geboten ist! — Lassen wir also die überflüssigen Gewissensstrupel und plaudern wir lieber in meiner stillen Klausel noch ein Stündchen mit einander.“

Sie gingen eben an einer Straßenlaterne vorüber und das Licht der Gasflamme fiel hell auf die Gesichter Beider. Brandenstein war noch bleicher als zuvor, und in seiner düster zusammengezogenen Stirn, in seinen fest aufeinandergepressten Lippen sprach sich deutlich genug der finstere Unmuth über den Druck der Fesseln aus, die ihn da plötzlich so fest umstrickt hatten.

„Ich denke, zu plaudern werden wir Beide nicht viel mit einander haben,“ sagte er scharf; „aber da unser — Geschäft denn doch einmal erledigt werden muß, so werde ich mitgehen! — Auf fünf Minuten! Und ich hoffe, unsere Wege werden sich nach dieser Nacht nicht zum zweiten Male kreuzen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der „Beste Raplo“ will wissen, die anarchistische Verschöpfung, welche jüngst in Wien entdeckt wurde, reiche auch nach Ungarn hinüber. In Pest und anderen Städten seien entsprechende Vorbedingungen getroffen. Die anarchistischen Anschläge würden den alten Plan betreffs internationaler Maßregeln gegen die Anarchisten nunmehr zur Reife bringen. Also auch in Oesterreich-Ungarn wird für diesen Plan Stimmung zu machen gesucht.

Wie bekannt, haben die österreichischen Briefträger durch eine Reihe von Jahren sowohl im Reichsraße als im Handelsministerium Petitionen um eine definitive Gehaltsregulirung eingebracht, ohne daß sie mehr als eine provisorische, von Zeit und Umständen abhängige Zulage erreichen konnten. Die Briefträger haben vor einigen Tagen abermals eine Petition, und zwar zum vierzigsten Male überreicht, und zugleich eine weitere Petition um definitive Gehaltsregulirung an das Handelsministerium gerichtet. Nach einem vom Ministerium erlassenen Bescheide soll nun die ebelene Regulirung im Zuge sein, nur der Zeitpunkt, wann dieselbe durchgeführt wird, sei nicht zu bestimmen. Dieser Bescheid läßt ein neuerliches Verschleiden der Angelegenheit befürchten. Nach Allem ruht die Hoffnung der Petenten auf der Unterstützung von Seite des Reichsrathes. Daß die Unterstützung der Petition auch in dieser Reichsrathssession von Seite der Abgeordneten eine künftige sein wird, ist nach den gegebenen Versicherungen gewiß zu erwarten; möge die zu fassende Resolution auch Klarheit über den Zeitpunkt anbreiten, welcher den Briefträgern die Erfüllung ihrer Wünsche bringen soll. Diese wackeren Staatsdiener verdienen vollste Berücksichtigung; ihre Bitten sind begründet, die Erfüllung derselben ist nur ein Akt der Billigkeit.

Rußland.

Nach einer Meldung des „Dziennik Volks“ sollen die Stadtpresidenten von Lodz und Roskau an den Bar eine Adresse gerichtet haben, worin sie auf die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände und auf den Niedergang des Handels mit Bedauern verweisen und behaupten, daß ein Krieg auf die Finanzlage Rußlands bedeutend günstiger einwirken würde, als der bisherige demagogische Friede. — Trotz der ergangenen Dementis verweisen die polnischen Blätter auf neuerliche Berichte über auf russischer Seite an der Grenze erfolgte Garnisonserklärungen und Vorbedingungen der Eisenbahnen zu weiteren Truppentransporten. (Vergl. auch „Balkanländer“.)

Die ökonomische Krise, in welcher Rußland sich seit Monaten befindet, findet einen neuen Beleg in dem jüngst publizierten Ausweis des Finanzministeriums über den Stand der Reichsfinanzen. Demnach betragen die Einnahmen für die ersten 6 Monate 230 Mill. Rubel, die Ausgaben 361 Mill. Rubel, daher das Defizit 131 Mill. Rubel. Begleitet dürfte noch größer sein, da die Summen für die im Auslande erfolgenden Kouponeinlösungen der Staatspapiere angefaßt der unzureichenden Deckung bei den ausländischen Bankiers nicht mit inbegriffen sind. Das Defizit vergrößerte sich gegen das Jahr 1885 um 41 Mill. Rubel, was mit der Aufhebung der Kopfsteuer und den gesunkenen Zoll- und Mälzeinnahmen zusammenhängt. Es fragt sich nun, durch welche Mittel der Finanzminister das Defizit zu decken gedenkt. Die viel bezregte Konversion der russischen Staatspapiere dürfte angefaßt der unsicheren politischen Lage auf längere Zeit verschoben sein und es dürfte kein anderer Weg als derjenige einer neuen Anleihe übrig bleiben.

Schweiz.

Die Saat, welche die deutsche Schutzpolitik ausgestreut hat, sängt an, jetzt auch in der Schweiz aufzugehen. Die Gesellschaft Schweizerischer Landwirthe hat zunächst in einer Resolution gegen die einseitige Vertretung der Industrie in den Verhandlungen über die Revision des deutsch-schweizerischen Handelsvertrages Protest erhoben. Die Interessen der Landwirtschaft und des Kleinwerthes, sagen die schweizerischen Agrarier, finden keine Berücksichtigung. Sie fordern hohe landwirtschaftliche Zölle und Maßregeln zum Schutze des Kleinwerthes und protestiren im Voraus gegen den Abschluß eines neuen, für die Schweiz ungünstigen Handelsvertrages mit Deutschland, d. h. gegen einen Vertrag, der die deutschen Zölle auf die schweizerischen Exportartikel nicht wesentlich erniedrigen würde. Mit anderen Worten: die schweizerischen Agrarier spekuliren auf das Scheitern der Verhandlungen mit Deutschland, um Raum für eine Nachahmung der deutschen landwirtschaftlichen Zölle zu gewinnen.

Belgien.

Die Delegirtenversammlung aller liberalen Fraktionen Brüssels beschloß heute nach dem „A. L.“ zunächst die Kandidatur Monaux zu proklamiren, eine weitere Verständigung bezüglich eines gemäßigten Programms aber bis nach dem Wahltag hinauszuschieben.

Die Sozialisten stellen die Kandidatur des längeren Gefängnisstrafe verurtheilten Anseele auf, wodurch die Regierung gezwungen wird, denselben während der Wahlperiode aus der Haft zu entlassen.

Aus Kunst und Leben.

Elektrisch beleuchtete Stadt. Die Schwarzwald Stadt Triberg, berühmt durch die in ihr und in ihrer Umgegend betriebene Uhrenfabrikation, wird auch schon seit vorigem Jahre durch elektrisches Licht beleuchtet. Das Wasser des Triberger Wasserfalles wird zum Betriebe der Dynamomaschine benützt und nicht allein die Stadt, sondern auch der hinter derselben in einer Schlucht liegende Fall ist elektrisch beleuchtet.

Ein verunglückter Gymnastiker. Bei einer Vorstellung, welche der Trapeskünstler Gold am Dienstag Abend in der Bolep-Rusthalle zu Hanky gab, waren die Ringe, in welchen er mit den Füßen hing, zu niedrig gehängt, so daß der Unglückliche beim Schwingen derartig mit dem Kopfe gegen den Rand der Bühne schlug, daß er sehr schwer verletzt wurde. Blutend blieb er einige Augenblicke mit dem Kopfe nach unten hängen, bis er endlich aus seiner schrecklichen Lage befreit und nach dem Hospital geschafft wurde, wo er in höchst bedenklichem Zustande darniederliegt.

Del zur Verhütung der Meereswogen. Beim Hydrographischen Bureau in Washington sind im Laufe des Monats September zwölf Berichte über die Benutzung von Del zur Verhütung der Meereswogen eingegangen. Das Mittel hat sich in allen Fällen bewährt.

Begräbnisthien der Urmenschen. Einen interessanten Vortrag über Begräbnisthien des Menschen im Urzustande hielt Cartallac in der anthropologischen Section der französischen Naturforscherversammlung, welche in der mit dem 12. August beginnenden Woche in Nancy tagte. In Jahre 1830 wurde von einigen dänischen Anthropologen zuerst die Ansicht vertreten, daß die Urmenschen von ihren Todten nur die Knochen zu begraben pflegten. Cartallac wies darauf hin, daß noch heute bei manchen wilden Völkern diese Gewohnheit herrsche. Auf den Andamanen zum Beispiel wird der Körper der Verstorbenen zunächst nur so lange in die Erde gelegt, bis das Fleisch verfault ist; dann wird er wieder ausgegraben und die Knochen werden nunmehr für sich beakiet. Nach Cartallac wurde im Beitalter des Kennichters das menschliche Begräbnis nur dann vorgenommen, wenn der Körper des Fleisches beraubt war. In den Höhlen von Menton zum Beispiel wurden die Leichname bestimmt im Skeletzzustande begraben. Dasselbe gilt für die Zeit des polierten Steines. Im Ganzen glaubt Cartallac, daß die Sitte, die Leichname faulen zu lassen, ehe sie endgültig begraben wurden, eine sehr allgemeine gewesen sei.

Musikanten unter den Gliederthieren.

Das ist jetzt ein feines Leben auf Wiese und Ager! Alles, was geigt, stört, schwarz und Goldschmied spielt, in voller Thätigkeit! Hier hup't ein grüner, da schwarz ein brauner, hier redet einer in langgezogenen Tönen, da haßt ein anderer mit kurzen Griffen, bei allen natürlich dasselbe Ziel, dessen Text in der Heuschreckensprache lautet: „Ein junger Mann, Vetter eines grünen Fucks und rother Hosen, sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebens-
NB. Es eilt!“

Es ist eine ganz unterhaltende Sekt, diese kleinen Musikanten aus dem Reich der Gliederthiere, und wir wollen sie uns einmal ansehen, dabei aber nicht die Heuschrecken allein, sondern die Tonerzeugung bei den Insekten überhaupt ins Auge fassen. Man kann die Lärmer dabei in fünf Klassen theilen, die einzeln betrachtet sein wollen: summende, krager, pfeulende, pfeisende und klopfende — das leichte, raschende Klappern, welches durch gegenseitiges Aneinanderschlag der Flügel bei Heuschrecken, Wasserjungfern, auch Schmetterlingen entsteht, wollen wir nicht zur Musik rechnen.

1) Summen. Jedermann kennt das tiefe Gsumme der Käfer und Hummeln, das gleichfalls sehr tiefe, leiseres Schwirren der vielen Abendsehmetterlinge, den hellern Ton der Bienen und Stubenfliegen, das noch hellere Singen, womit die Mücke dem Menschen, den sie etwa stechen will, einen Vorwarschall bereitet. Alle diese Töne rühren einfach vom schnellen Flügelschlag her. Wenn eine Klaviersaiten so schnell auf und nieder geht, daß das Auge sie nicht mehr schwingen sehen kann, so giebt sie einen vernehmbareren Ton von sich; wenn ein Insektflügel schnell auf und nieder schwingt, so thut er das Gleiche. Und schon die größten Fliegen unter den Insekten haben sehr bedeutende Geschwindigkeiten des Flügelchlags; so lange ein Hummel oder ein Raikäfer in Bewegung ist, sieht man von ihren Flügeln nur einen unbestimmten Schimmer. Folglich muß man das Auf- und Abgehen derselben hören, es verzagt die Luft in Schwingungen, die so schnell sind, daß das menschliche Ohr sie als Töne empfindet. Schon eine Hummel dürfte in einer Sekunde mehr als 40 Flügelschläge machen, die kleineren Insekten bewegen sich noch schneller; die Töne, welche dadurch entstehen, sind theils direkt hörbar, theils besetzen sie Tonbildung durch besondere Vorrichtungen untersteht. Viele Fliegen und Mücken sitzen z. B. hinter ihren Flügeln zwei sogenannte Schwingelköpfe, keine elastische Stützen von weniger als 1 Millimeter Länge, die am Ende tollig vorstehen. Derselben dienen einestheils als Direktionsmittel; indem das Thier sie nach vorn oder nach hinten biegt, kann es seinen Schwerpunkt verlegen, so daß sein Kopf bald nach oben, bald nach unten gerichtet ist und der Flug die entsprechende Richtung annimmt. Andererseits aber werden sie beim schnellen Flügelschlag wahrscheinlich abgebeugt und schwingen mit; ihrer Richtung entsprechend müssen sie sehr hohe Töne geben — wenn ein Mensch das Rückenstimmeln nachmachen will, so wird er meistens zzzzzzzz — sagen; dieser Saut entspricht den sehr hohen Tönen, die in dem Klang enthalten sind.

Wozu dient das Summen? Ursprünglich eine unwillkürliche Neuerung, die aus der mechanischen Bedingung des Fluges für sehr kleine Thiere, dem schnellen Flügelschlag, hervorgeht, hat es durch Anpassung in manchen Fällen die unerkennbare Bedeutung eines Lockmittels bekommen. Es bietet an sich ein leichtes Mittel, Thiere gleicher Art zusammenzubringen. Die Männchen der Mücken z. B. können ihre Weibchen von Weitem an der Tonhöhe des Summens erkennen. Wo viel Futter ist, da wird auch viel gesummt und das mag als Lockruf für andere Futterfresser dienen. In den kühleren Jahren singt ein einmal spät Abends im Mai in der Nähe von St. Germain (pagieren). Ich war erstaunt über das Tönen des Waldes, der bei diesem Stillsitzen liegt; der ganze Wald sang auf mehr als einen Kilometer Entfernung wie eine einzige große Bassgeige. Was war im Gange? Es war ein Raikäfer-jahr und die Millionen von Raikäfern, die sich an den jungen Eichenblättern umhertrieben, drachten durch ihr vereinigt Summen den Bäumen hervor, einen tiefen, endlos anhaltenden Klang von ununterbrochener Höhe, etwa so wie ihn die letzte Saite eines Bellas giebt. Als ich wieder auf dem Felde war, so te und sah ich noch Hunderte von frischen Zuglern über mich wehfliegen, sie kamen offenbar, eben ausgetrocknet, aus den Redern der Umgegend; alle flogen schnur-

arrade auf kurzem Wege dem Walde zu; woher sollen sie die Richtung genommen haben, wenn nicht aus dem Summen ihrer Genossen?

Bei einzelnen Thieren läßt sich feststellen, daß sie ihre Summen mit Kopfschütteln und Zucken von sich geben. So z. B. ist bekannt, daß unsere jungen Bienenköniginnen, so lange sie in der Zelle eingeschlossen sind, „luten“ und „qualen“. Das ist ein durch den engen Raum bald unterdrücktes Summen, mittelst dessen sie Anhängen unter dem Bienenwolle werden. Von dem großen mittelamerikanischen Goldkäfer wird berichtet, daß er mit seinen Kopfsangen einen fingerdicken Baumzweig umfaßt und dann schnell schwirrend losfährt um den Zweig herumzufliegen. Er treibt das Gergistium so lange, bis er den Zweig abgefäht hat; das ist aber nicht der Zweck, vielmehr ist das Gsumme sein Lockruf.

2) Kragen. Wer je als Knabe einen Postkäufer auf die Nabel gespielt hat, weiß, daß das Thier einen kragernd-pfeisenden Ton von sich giebt, indem es den Hals auf- und niederbeugt. Manche andere Käfer haben die gleiche Eigenschaft, sie kragen, wenn sie in Noth sind. Der Ton wird durch Reibung der herabhängenden, die am Rückenansatz sitzen; wenn der Rand des Halschildes über denselben hinschiebt, kragt er über die Reibflächen und daher kommt der Ton. Er mag den Käfern als ein Mittel dienen, einzelne Feinde flugig zu machen.

Dieselbe Grundlage der Tonerzeugung, Kragen über eine rauhe Fläche, findet nun vielfache Verwendung im Insektenreich, besonders bei den Heuschrecken, wo es als Lockmittel ausgebildet ist. An den Beinen, an den Hüften oder an den Flügeln besitzen sie Streichbretchen, keine Klappen, die regelmäßig mit hervorragenden Beistien besetzt sind. Kommen auf einen Millimeter 60 solcher Beistien und fährt man mit irgend einem Gegenstande so schnell über das Bretchen hin, daß der Gegenstand 100 Millimeter in der Sekunde bestreicht, so berührt er offenbar 6000 Beistien in der Sekunde, bringt also 6000 Schwingungen in der Sekunde hervor; das liefert einen Ton, der etwa in die höchsten Regionen unserer musikalischen Instrumente fällt. Unsere kleinen Heuschrecken reiben die Beine schnell in kurzen Bewegungen an den Flügeln vorbei und erzeugen somit ein fast kontinuierliches Schwirren; die großen grünen Baumheuschrecken dagegen kann man leicht von weitem an ihren abgehobenen Tönen erkennen; sie haben ihre langen Hinterbeine in hohen Schwingungen auf und nieder; jedesmal wenn das Streichbretchen am Flügel vorbeigeht, erklingt ein lautes, raschendes Kragen, Gellen und Maulwurfsgrillen reiben nicht die Beine an den Flügeln, sondern die Flügelenden aneinander, was einen bald vorstehenden Ton hervorbringt. Der Zweck der Musik ist offenbar das Locken.

Wo man Streichbretchen bei einer Thierart findet, da kann man sicher annehmen, daß sie zur Tonerzeugung dienen, selbst wenn wir keine Töne hören. Schon der Ton unserer kleinen Heuschrecken ist für manche menschliche Ohren nicht mehr vernehmbar — ebenso wie der Schrei der kleinen Fledermäuse —; ich war erst vor Kurzem in einer Gesellschaft, wo zwei Drittel der Anwesenden das Heuschreckenschwirren unangenehm laut fanden, während das dritte Drittel überhaupt nichts davon hörte. Jedes Ohr hat eben eine Tongrenze, über die seine Hörfähigkeit nicht hinausgeht. Und so mögen denn im Thierreich noch mancherlei kleine Musikanten sein, von denen wir nichts hören, während sie selbst mit possenden Ohren für ihre gegenseitigen Töne ausgehört sind. Streichbretchen sind bereits bei einigen Insekten nachgewiesen, die früher für stumm galten; vielleicht spielen derartige, für uns unhörbare Vorrichtungen auch beim Verkehr der Ameisen untereinander eine Rolle. Auch bei fossilen Insekten hat man Krageinstrumente gefunden; die Streichbretter sind also schon einige hunderttausend Jahre alt.

3) Pauken. Dem lustigen Geschlecht der Cicaden genäherte die Geige nicht, es hat sich Pauken angeschafft. Am Hinterleibsende ist ein Trommelfell über eine lehrstümmige Oeffnung von etwa 3 Millimeter Durchmesser gespannt. Dies Trommelfell wird durch einen starken Muskel in Schwingungen versetzt, löst also gerade wie eine Resonanzkammer, nur, seiner Kleinheit entsprechend, in viel höherem Register. Die Sirene ist bei uns nicht bekannt — außer etwa aus Goethe's Uebersetzung des antarktischen Liedes —, sie geht im Süden ziemlich genau so weit, wo der Djalbaum reicht. Wo der ober vorhanden ist, da wird man auch auf sie aufmerksam; denn die Thiere, etwa so groß wie ein harter Raikäfer, aber in der Gestalt einer Fische ähnelnd, machen einen geradezu betäubenden Lärm, wenn sie bei Laune sind; ein einziges Exemplar kann den Baum auf zwanzig Schritte so vollständig mit seinem Schwirren erfüllen,

daß der Zuhörer gar nicht weiß, wo er sie suchen soll; er glaubt immer, sie dicht vor sich zu haben.

4) Pfeifen, d. h. Töne durch Ausstoßen von Luft zu erzeugen. Unser größter Nachschmetterling, der „Lobtenkopf“, pfeift, wenn er angefaßt wird. Der Ton soll aus einer Spalte am ersten Hinterleibsende hervorkommen, durch welche der Schmetterling Luft preßt. Burmeister schreibt auch den Fliegen eine Pfeifvorrichtung zu, durch welche er ihr Summen erklärt; sie sollen aus ihren Athembälgen Luft preisen, welche eine Hornplatte in Bewegung setzt. Schreiber dieses gesteht, daß ihm die Flügelbewegungen als Torquelle viel wahrscheinlicher sind.

5) Klopfen. Manche Käfer klopfen sich zusammen. Das bekannteste Beispiel ist die sogenannte Lobtenkopf, ein schwarzes, hochbeiniges Käferchen von etwa 6 mm Länge. Ich habe einen solchen einige Zeit in Gefangenschaft gehalten. Wenn man mit einer Borste über sein Schächtelchen fuhr, so hielt er den Ton augenscheinlich für ein Anzeichen, daß ein Stammesverwandte in der Nähe sei — er klopfte feurig 6 bis 8 Mal hintereinander, indem er (kurz ausgedrückt) mit dem Rinn auf den Boden fiel. Da er aber nichts anderes lernte, so wurde er wegen Einseitigkeit wieder entlassen. Lerniten geben einander Signale durch Klopfen; der Anführer einer Arbeiter-schaar klopft von Zeit zu Zeit mit dem Kopf kräftig auf den Boden; seine Untergebenen beantworten die Summierung mit einem Pfischen und arbeiten mit doppelter Lust weiter. Wahrscheinlich sind derartige Signale unter den gesellig lebenden Thieren weiter verbreitet, als man zur Zeit weiß.

Lokales.

Zu den vielen ungeheuerlichen Widersprüchen, in denen sich unser „praktisches Christenthum“ bewegt, gehört in erster Linie unstreitig die Aufschmelzung und Ausbeutung der Spiel- und Gewinnlust der Volksmasse, sowohl für die Interessen des Fiskus, wie für das Interesse gewisser Privats-gesellschaften und für sogenannte „fromme Zwecke“. Wohl ist im § 284 des deutschen Reichs-Strafgesetzbuches bestimmt: „Wer aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht, wird mit Gefängniß bis zu 2 Jahren bestraft, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 2000 Thalern, sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.“ Das hindert aber eine ganze Anzahl von Staatsregierungen nicht, das Glücksspiel als ein Privilegium gewerdmäßig auszunutzen. Damit die Theilnahme an Spielunfug den ärmeren Klassen erleichtert wurde, giebt der Staat neuen ganzen Vollen auch halbe, viertel und Achsel Loose aus; auch ist den Spielenden gestattet, den Betrag ratenweise für jede Ziehung zu bezahlen. Kann diese Einrichtung einen anderen Zweck haben, als die Spiel- und Gewinnlust anzuregen und dem Finanzinteresse des Staats unterzuordnen? Sehr wahr sagt schon vor Jahren der Nationalökonom Professor Rau: „Es giebt keine verwerflichere Art, Staatsvermögen auszunutzen, als eine Anstalt, welche an die Stelle des beharrlichen Fleißes die ausge-regelte Gewinnlust setzt, die Einbildungskraft durch trügerische Bilder eines leicht zu erlangenden Reichthums gefangen nimmt, die Klasse der Lohnarbeiter am meisten ver-lodt und Tausende von Familien der Krauth, Unbedachtlichkeit und dem kühnen Verbrechen preisgiebt. Doch mit der Staats-lotterie ist's des Widerstands noch nicht genug! Da schließen nebenbei auch noch die Privotallotterien, insbesondere die „Kirchen-baualotterien“, wie Blige aus der Erde und setzen für ihr aus-Jahr ein die Taschen der Frömmsten wie der Gottlosen für jene pia causa in Kontribution. Um der Gotttheit Tempel-bauen zu können, nimmt man seine Zuflucht zur Aufschmelzung der niedrigsten aller Leidenschaften, der Sucht, mühelos zu ge-winnen, was andere verdienen müssen. Christus trieb die Händler und Wechsel mit dem Strick aus den Vorhallen des Tempels hinaus. Würde er wohl die Lotteriezugentien und Loosehändler drins sitzen lassen haben, um „zur größeren Ehre Gottes“ ihre Nebenmenschen zu ruhen? Wie begreiflich daß sehr! Ist die Lotterie kein Quasispiel, oder wird sie des ver-besserlichen und unchristlichen Charakters entkleidet, wenn der Staat schöne Bildnisse daraus zieht oder ein Reichlein mit dem Gelde des lebenden Spielteufels gebaut werden soll? Vor uns liegt ein Insekt, welches als nächste und sicherste Gelegenheit viel Geld — bis zu 100 000 Mark! — zu ge-winnen, die Kirchenbau-Lotterien zu Odenkoben, Bielefeld, Haff-surt und Dillingen emporhilt. Damit diese harmlose Artale auf den Geldbeutel des Bruders Bauer auf dem Dorfe, des Kleinbürgers, der Arbeiter und Dienstmägde in den Städten

das Glück preisen würde, welches Dir ungebührlich be-schieden ward.“

Giagar kannte das Stirnrunzeln des Gebieters. Jede Widerrede verstummte und er verneigte sich tief vor dem Despoten.

„Ich küsse den Staub Deiner Füße, Herr, für die Gnade, die Du gewährtest.“

Der Khalif nickte ihm befriedigt mit dem Haupte zu. Die schöne Abassa aber ließ rasch ihren Schleier herab, um die Blässe zu verbergen, die ihr Gesicht überzog, und die Thränen, mit welchen sich ihre Augen füllten.

Sie liebte Giagar schon seit Langem. Wie oft hatte sie an den Gitterstäben ihres Fensters Stunden verbracht, um Giagar zu sehen, wenn er zum Rathe ging oder den-selben verließ! Wie hatten sich seine Züge in ihr Herz eingepreßt und wie schlug es ihm nun entgegen, da er ihr zum Gemahl bestimmt war! Die Härte des Bruders er-füllte sie mit Schmerz, doch sie hoffte, ihm den freien Ver-kehr mit dem Geliebten bald abzuschmeicheln.

Darum ließ sie die Vermählung stattfinden, die ihr die Hauptsache schien, und fügte sich eine Zeit lang ge-horsam dem Gebote Harun's. Bald aber machte sie ihm Vorwürfe über seine Lieblosigkeit, die sie bei Lebzeiten des Vaters zum Wittwensthum verdammt. Harun-al-Raschid lachte und meinte scherzhaft, das Bewußtsein, einen Gatten zu besitzen, wenn auch nur der Form nach, sei auch ein Trost für eine Frau.

Nun begann Abassa zu schmollen, doch der Khalif schien es gar nicht zu beachten. Die verliebte junge Frau nahm angefaßt dieser Gleichgültigkeit zu den Thränen ihre Zuflucht, um das Herz des Bruders zu erweichen. Doch Harun-al-Raschid sagte, die Thränen der Frauen seien, was der Regen des Himmels, den man nur fallen lassen müsse und vergebens aufhalten wollte; es folge ihnen immer wieder der Sonnenschein und man müsse nur die Geduld haben, den abzuwarten.

Harun-al-Raschid aber hatte die Geduld.

Giagar und Abassa.

Eine orientalische Geschichte von Hugo Klein. (Wien.) (Nachdruck verboten.)

Die Geschichte Giagar's und Abassa's fällt in die Zeit Harun-al-Raschid's.

Das Geschlecht der Barmessiden, dem Giagar ent-stammte, gehörte zu den vornehmsten des arabischen Reiches, dem es eine Menge ausgezeichnete Männer schenkte. Aus diesem Geschlechte, bekannt von seiner Tapferkeit und son-derlichen Tugenden, wählte der Khalif Mohabi den Er-zieher für seinen zweitgeborenen Sohn, den spätern, be-rühmten Khalifen Harun-al-Raschid. Harun schloß sich Giagar, dem Sohne seines Erziehers, in Freundschaft an und als er nach Jahren dem Bruder in der Nacht folgte, wurde der Jugendgefährte sein erklärter Günstling, sein Begier und sein intimster Vertrauter.

Harun-al-Raschid hatte eine Schwester, Namens Abassa, die er jählich liebte, so zwar, daß er keinen Mann auf der Erde würdig hielt, sie zu besitzen. Wiederholt bewarben sich mächtige Fürsten Afiens um ihre Hand, er wies sie aber alle ab, denn er vermochte den Gedanken nicht zu er-tragen, daß er sich von Abassa trennen und sie in eine weite Ferne ziehen lassen sollte, wo seine Liebe sie nicht zu beschützen vermochte. Aber er sah ein, daß er die holde Blume nicht trostlos verwelken lassen könne. Wo war aber der Mann in Arabien, dem er gestatten durfte, die Augen zur Schwester des Khalifen zu erheben? Und einem Araber mußte er sie vermählen, wenn sie in seiner Nähe bleiben sollte. Er hielt Umschau unter den vornehmen Männern seines Reiches und fand keinen Würdigeren, der Gatte Abassa's zu werden, als Giagar.

Der Khalif ließ also eines Tages Giagar und Abassa holen und theilte ihnen mit, daß er beschloffen habe, sie miteinander zu vermählen. Abassa durfte ihr Antlitz ent-hüllen und der entzückte Begier sah das herrlichste Weib vor Augen, das die Phantasie nur zu erdichten vermochte.

Im Rausche des Entzückens, den dieser Anblick erzeugte, stürzte Giagar dem Khalifen zu Füßen, um ihm in be-geisterten Worten für die Gnade zu danken, die ihm widerfuhr.

Diese unerwartete Aeußerung einer plötzlichen, heftigen Leidenschaft sollte ihn verderben.

Harun-al-Raschid fühlte sich in seinem Hoch-muthe verletzt. Wie durfte ein Sklave des Khalifen seine Augen wirklich zu der Prinzessin erheben, durfte er von seiner Liebe und Leidenschaft zu ihr sprechen, statt sie zu vergöttern und anzubeten, wie ein überirdisches Wesen? Eine Wolke des Unmuthes lagerte sich über seine Züge und versuchte das gnädige Lächeln. Der Knecht sollte für seine Ueberhebung büßen — büßen sein Leben lang. Harun-al-Raschid schwing einen Augen-blick, dann sagte er:

„Es ist zu viel der Freude, die Du empfindest. Du hast mich nicht bis zum Ende angehört. Abassa wird Deine Frau, wie ich gesagt habe, denn das Wort des Kha-lifen ist heilig. Es ist aber eine Bedingung an diese Ver-mählung geknüpft.“

Sieh Abassa, sie ist schön, wie die schöne Rose im Garten des Propheten. Du wirst ihr Gatte und bist dann der einzige Mann außer mir, der ihre lieblichen Züge be-wundern, der sich an den Strahlen ihrer Augen ergötzen kann. Doch das ist genug für Dich — nur ein König dürfte sie besitzen. Es ist Dir gestattet, sie zu bewundern, Du darfst aber nicht ihre Hand berühren — sie ist Dir heilig, wie ich es befehle.

„Herr aller Gläubigen,“ rief Giagar, „Du hast mir den Himmel gezeigt, um mich in den Abgrund zu stürzen. Ich gebe an der aussichtslosen Leidenschaft meines Herzens zu Grunde.“

Der Khalif zog die Brauen zusammen. „Es bleibt bei dem, was ich sagte. Ich schenke Dir eine Gnade und Du erweist Dich unbarbar. Fürchte meinen Zorn. Ich will kein Wort mehr hören, das nicht

(denn die reicheren Klassen der Bevölkerung laufen das vielbesprechende Papiergeld nicht) auch äußerlich so viel nur irgend möglich in das Bewand der Unschuld sich heide, sind die Namen der zu erbauenden Kläselein anscheinend mit unsicherer Kinderhand geschrieben und das Faksimile dieser wackeligen, aber so recht „gemüthvollen“ Schriftzüge schmückte sich den Sinnen aller Derer ein, welche angezapft werden sollen. Denn die Kinderhand bedeutet Glück; sie ist noch nicht dem bösen Teufel weilschender Begierden erfallen. Satan hat keine Gewalt über sie; wenigstens in unserer aufgellärten Zeit nicht, da man nicht mehr Kinder im Alter von heden und neun Jahren wegen geschlechtlichen Umgangs mit dem Teufel auf die Kartentafel der Hesperosie legt. Sie sollert und nachher lebendig verbrennt, zum Heile ihrer unsterblichen Seele. Heute ist die Welt milder und besser geworden; man läßt die Kläselein Einladungsbriefe zur Lotterie schreiben, und wenn das Geld im Kasten klingt, freuen sich Menschen und Engel darüber. Der Glaube kann Berge versetzen, aber ohne Geld läßt sich nicht einmal eine Kirche bauen. „Wo Du nicht bist, Herr Organist, da schweben alle Hölten.“ Nicht wahr, das ist ein schönes, „praktisches Christenthum“! Ruft sich prächtig ausnehmen, wenn in einer solchen, mit Hilfe des Spielteufels erbauten Kirche später die Geistlichen flammende Straßpredigten halten gegen Kartenspiel und Würfelspiel! Und dieses „praktische Christenthum“ wird geübt in einer Zeit, die der großen „sozialen Reform“ gewidmet sein soll, wo man dem ärmsten Menschen die „Tugend der Sparsamkeit“ empfiehlt und alles Maßlose thut, die Arbeiter den Klauen des Branntweinsteuereisels zu entreißen, ja, selbst darauf bedacht ist, ihre Vergütungen zu beschränken, angeblich, um ihre Moral zu heben. Ist ein toller Widerpruch denkbar?!

Die Preise der Schulbücher sind außerordentlich hoch; kaum wissenschaftliche Werke von kleiner Auflage reichen an sie heran. Eine ziemlich dünne Grammatik kostet bis 3 Mark. Mancher Familienvater hat in diesen Tagen unter der Ruinanschaufung von Schulbüchern schwer gekümpft. Der theure Preis kommt von der unendlichen Mannichfaltigkeit von Schulbüchern, welche Klassenauflagen unmöglich macht. Die alten guten Grammatiker und sonstigen Verfasser von Lehrbüchern sind beseligt und neue Helden tummeln den alten Begasus. Hat ein Verleger es verstanden, ein paar Schulbücher einzuführen, so ist er geboren und der Verfasser hat eine hübsche jährliche Rente. Bezahlt wird sie aber zum großen Theil mit dem Hergeblut derjenigen Eltern, welche ihre Kinder oft unter schweren Entschuldigungen etwas Döselliches lernen lassen. Unsere Lehrer sind jetzt so gestellt, daß sie solche Subjugen nicht brauchen und deshalb sollte man endlich einmal im Kultusministerium unter diesem Schulbücherunwesen Ordnung schaffen.

Die für arsten in Aussicht genommene Eröffnung der neuen Pferdebahnlänge Invalidenstraße, Schönhauser Allee hat in Folge der Schwierigkeiten, welche dem Ausbau dieser Linie an den Überwegen in der Gausse- und Brunnenstraße entgegenstehen, eine kurze Verzögerung erfahren und wird voraussichtlich vor Ablauf dieses Monats nicht erfolgen. Die Arbeiten an der Brunnenstraße, wo ein ganzes Gewebe von Geleisen sich zu einem Knoten vereinigt, gehen nur äußerst langsam vor. Das Geleise verzweigt sich hier nach allen Richtungen; die neue Linie soll sowohl von der Invaliden- als auch von der Veteranenstraße aus nach dem Gesundbrunnen und nach dem Rosenbaler Thor Anschluß erhalten. Ebenso wird an der Gaussestraße außer der durchlaufenden Linie Invalidenstraße Noadit noch eine Verbindung nach der Richtung Friedrichstraße und Weddingplatz hergestellt.

Die Zahl der Häuser mit Wurzeln nimmt in Berlin mit dem Verlaufe der alten Häuser rapid ab. Diese Wurzeln hatten vielfach eine geschäftliche Bedeutung und haben häufig das Geschäft überdauert. So ist z. B. die Rosendammstraße in Berlin seit etwa 1830 durch den Kartoffelspiritismus verdrängt worden. Aber mehrere Wurzeln solcher Rosendamm haben sich noch erhalten. Eine davon schmückt das Haus Dresdenstraße Nr. 91, welches im Frühjahr ebenfalls einem Neubau Platz machen wird. Die Dienerstraße ging 1830 ein, mit ihr verbunden war eine Viehmärkte, ebenso wie mit den anderen verschwundenen Brennerstraßen der Dresdenstraße. Zwei weitere befanden in der Fischerstraße. Das Wurzeln der einen, ein Adler, existirt noch am Hause Fischerstraße 5. Die letzte Stelle, an welcher in Berlin Korn gebrannt wurde, befand sich Rosenbalerstraße 41; es war die Richter'sche Brenneretzel und Richter's Korn war in ganz Berlin berühmt.

Die Einrichtung eines kaiserlichen Post-Schlüsselamtes ist der neueste jener bemerkenswerthen Vorschläge, mit welchen der Chef der Reichspost und Telegraphenverwaltung aus „Erfindertreuen“ unangekündigt bedacht wird. Alle diese Vorschläge haben das gemein, daß sie dem bekannten, längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen und außerdem der Reichskasse ungeahnte Einnahmen von fabelhafter Höhe bringen sollen. Ganz Besonderes verpricht sich aber der Spender der Schlüsselidee. Er meint, die meisten Geschäftsleute, die erheben vor ihren Tüben zu wohnen, seien in Sorgen über den Verbleib der Schlüssel während der Mittags- und Nachtpause. Man lasse sich jetzt die Schlüssel in mühsamer Weise nach Hause bringen oder gebe sie als Rothbedel bei befreundeten Familien

Da schien Abassa aus Sehnsucht um den Geliebten krank zu werden; die Kunst der Aerzte konnte ihr Leiden, so räthselhaft für die Wissenschaft, nicht lindern; bei verhängten Fenstern lag sie im Dunkel des Gemachs auf ihrem Lager, vom Gram niedergedrückt. Sie verweigerte sogar, Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Als Harun-al-Raschid von dieser Krankheit erfuhr, erschien er in den Gemächern Abassa's.

„Die Aerzte behaupten, sie könnten Dich nicht heilen. Sollte Dein Leiden in der Liebe liegen? Das wäre der Tod Biafars. Ich kann dem Anechte nicht gestatten, daß er mich durch den Sieg seiner Rechte verspottet. Er soll es erfahren, daß man der Schwester des Khalifen Ehrerbietung schuldet. Sprich, wie steht es um Deine Krankheit?“

Abassa begriff, daß sie auch auf diesem Wege ihr Ziel nicht erreichen werde. Sie zitterte bereits für das Leben des Gatten.

„Die Aerzte haben sich wohl nicht die gehörige Mühe gegeben,“ sagte sie. „Heute fühle ich mich übrigens schon besser. Auch hat keine Liebe mit meiner Krankheit etwas zu schaffen.“

Kaum hatte Harun-al-Raschid das Gemach Abassa's verlassen, so sprang die schöne Frau zornig von ihrem einsamen Lager auf. Sie ließ die Teppiche rasch von den Fenstern entfernen, ließ Luft und Licht in die Gemächer strömen. Nein, sie hatte nicht ernstlich die Absicht gehabt, sich in Gram zu verzehren.

Sie mußte nun, was sie thun mußte, wenn ihr Herz nicht verkümmern sollte. Sie wollte den Khalifen hintergeben. Er zwang sie ja dazu! Daß es ihr gelingen werde, ihn zu betrogen, darüber machte sie sich keine Sorgen. Wenn alle Waffen des Weibes versagen, so bleibt ihr noch die List als letztes, unschätzbares Hilfsmittel. Was sie zu thun gedachte, sah sie als kein Verbrechen an. Wozu verheiratete sie ihr Bruder mit Biafar? Sie hatte es nicht verlangt. Wenn er nur beabsichtigte, sie damit zu quälen, so sollte es ihm nicht gelingen.

in Verwahrung. Da würde es „die gesammte Geschäftswelt“ jedenfalls mit Freude begrüßen, wenn — die kaiserliche Post ihrerseits Einrichtungen zur Aufbewahrung von Geschäftsakten trafe. Für solche gesicherte Unterbringung in Blech- oder Eisenkästen, bei den Stadtpostämtern würde jeder Geschäftsmann gern drei Mark per Vierteljahr zahlen. Dabei wäre die Einrichtung nicht einmal auf Berlin beschränkt; ihr Segen könnte vielmehr allen Städten im Reiche zukommen. Großartige Benutzung unaussprechlich! Und dabei verlangt der Gönner für sich nur eine jährliche Vergütung von einer Mark für jeden Post- und Schlüsselabonnenten. — Ueber das Maß der Schnelligkeit, mit welcher der Vorschlag zu den übrigen gelangt werden wird, ist selbstverständlich nichts bekannt. Hoffentlich bleibt aber inwiefern die weitere Ausdehnung der Einrichtung auf verschiedene Hauskassen nicht unerwogen, ganz abgesehen von möglicher Verwendung der Postämter als Kinderergärten, sowie in den geeigneten Fällen zur Deponierung von Schwiegermüttern. . . . So spottet die „Deutsche Verkehrszeitung“, der wir diese Mitteilung entnommen haben.

Neue amtliche Fundbureau für Reisende. Zur vorübergehenden Aufbewahrung der im östlichen Bereich der preussischen Staats-Eisenbahnen zurückgelassenen Gegenstände und zur Vermittelung der Wiederaushändigung derselben an die Berechtigten sind zu Bromberg, Breslau, Berlin, Magdeburg, Altona, Hannover, Erfurt, Frankfurt a. M. und Köln „Fundbureau“ eingerichtet, deren Geschäftsbereich sich auf den Bezirk der an dem betreffenden Orte eingesezten Eisenbahn-Direktion erstreckt. Das Fundbureau zu Köln dient als solches für die Eisenbahn-Direktion zu Köln und Elberfeld. Verlustanzeigen sind hienächst an dasjenige Fundbureau zu richten, in dessen Bezirk der vermisste Gegenstand vermisst zu sein geglaubt wird oder der Verlust zuerst bemerkt worden ist. Rufter zu Verlustanzeigen werden auf allen Stationen unentgeltlich verabreicht und auf Verlangen von den Beamten ausgefüllt. Ort und Zeit des Verlustes sind möglichst bestimmt anzugeben und der vermisste Gegenstand mit allen besonderen Kennzeichen genau zu beschreiben. Telegraphische Depeschen zum Zweck der Wiedereinlösung abhandeln gelommener Gegenstände werden mit Bahntelegramm befördert. Wird die Freigabe der Depesche dem Stationsbeamten überlassen und beschränkt sich die Beförderung derselben auf den Staatsbahnbereich, so wird hierfür eine feste Gebühr von 50 Pf., andernfalls die tarifmäßige Depeschengebühr erhoben. Gefundene Gegenstände werden dem Berechtigten im Bereich der preussischen Staatsbahnen mit dem nächsten Schnell- oder Personenzug auf Geßpächlein unter Erhebung einer festen Gebühr von 50 Pf., außerhalb des Staatsbahnbereiches mit der Post oder als Fracht- oder Gültgut kostentpflichtig überandt. Das Publikum wird ersucht, von anderen Reisenden zurückgelassene Sachen an die Stationsvorsteher oder Zugführer abzugeben.

Schafft Fingerringe! Wer den amtlichen Berliner Polizeibehörde mit seinem trüblichen Inhalt, der trockenen Aufzählung aller Unglücksfälle überbleibt, der wird nicht zum wenigsten ergriffen, wenn er — wie neulich erst wieder lief: „Die obdachlose, unerschöpfliche G. hat ihren erst einige Tage alten Knaben ausgelegt. . . . Die Mutter ist verhaftet.“ Nicht zum ersten Male ist von uns auf die Nothwendigkeit der Errichtung eines Fingerringes in der Millionenstadt hingewiesen worden, sowohl im Interesse der Sitlichkeit und Moral, mehr aber noch zur Verhütung wahrer Hamantität und Hambergigkeit, womit sich unsere Zeit sonst so sehr brüsst. Es gilt doch in erster Linie, den Armen und Verlassenen in höchster Noth und Verzweiflung beizuhelfen — der Geldsack der Reichen hilft schon über dergleichen Fährlichkeiten hinweg und weiß selbst dem Laster das häßlichste Gewand zu nehmen. . . . Wer will den ersten Stein werfen auf jene Unglücklichen, die auf dem glatten Pflaster der G. glitten, der Verführung in tausendfältiger Gestalt nicht zu widerstehen vermögen? Hier ist ein Feld, wo gar mancher von frommen Anwendungen tiefende Ubrafsenheld Thaten verrichten sollte an den gefallenen Menschenkindern!

Die Findigkeit unserer Postbeamten wird so häufig in der Presse gerühmt, daß es auch am Plage ist, einmal ein Gegenstück kennen zu lernen. In den aus Berlin ausgezogenen früheren Restaurateur Max Jacoly, jetzt in Dresden Klausstr. 30 wohnhaft, wurde von dessen in Klatow in Westpreußen ansässigen Schwager ein Paket mit Festtagsgegenständen gesendet, welches in Dresden bei der Postankunft am 28. v. M. einging. Wenige Tage vorher war die Klausstraße anders nummerirt worden, so daß die auf der Adresse richtig bezeichnet gewesene Nr. 57 Nr. 30 geworden ist. Auf sämmtlichen unnummerirten Häusernummern war außer der neuen Nummer auch noch die alte angegeben. Erst am 6. Oktober erfuhr v. Jacoly durch seine Schwager, daß sie eine Riste mit Schwärzen an ihn abgesandt habe, daß sie aber von der Postbehörde angegangen sei, die richtige Adresse ihres Bruders anzugeben, da derselbe in der Klausstr. 57 nicht aufgefunden ward. Noch an diesem Tage fragte Herr Jacoly bei dem Paketpostamt betreffs des für ihn eingegangenen Paketes nach und machte von der Ummumerirung der Klausstraße Mitteilung, und wurde ihm umständlich Auskunft der Riste versprochen. Er erhielt sie aber erst am Abend des 7. Oktober, und zwar war die neue Beschriftung wieder einem eigenthümlichen Um-

So dachte die schöne Abassa, als sie, die kleinen Händchen zu Fäusten geballt, während in ihrem Gemache auf und niederschritt.

Sie weichte vor Allem ihre alte Amme, eine treue Dienerin, in ihr Vertrauen ein. Was Abassa verlangte, war, unbeachtet ihre Gemächer verlassen zu können. Das machte keine Schwierigkeiten. Die arabischen Frauen trugen damals wie heute das Gesicht unter einer feinen, aus Pferdehaaren geflochtenen Maske verborgen. Man erkannte sie nur an den Gewändern. Wenn diese vertauscht wurden, war die Täuschung gelungen.

Den Körper der arabischen Frauen hält der sogenannte Tschartschaf ein, ein sackartiger Mantel, dessen beide Enden vom Gürtel und von der Schulter-Graspe festgehalten werden. Abassa legte also ihren purpurnen mit weichen Goldstickereien besetzten Tschartschaf, ihren juwelendesezten Gürtel, die goldene Schultersperre ab und schlüpfte in das schlichte Wollzeughaska's, der Amme. So eilte sie durch die Gänge des Palastes und Niemand trat der vermeintlichen Dienerin in den Weg.

So legte sie auch die Hand auf den Arm Biafars, als dieser durch einen dunklen Korridor dahinschritt.

„Ich bin es, Abassa!“

„Du, Geliebte!“ Und er drückte einen feurigen Kuß auf die kleine, ihm widerstandslos überlassene Hand.

„Was wagst Du? Man wird Dich entdecken!“

„Ich fürchte nichts wie die Trennung von Dir,“ sagte Abassa. „Darum ist unerbittlich.“

„Was können wir thun?“ flüsterte Biafar. „Wir dürfen uns niemals ohne Zeugen sehen, der Palast ist wohlbewacht und das Nachtgebot des Khalifen steht zwischen uns. Wir müssen uns fügen.“

„Fügen?“ rief das schöne Weib lebhaft. „Fügen? Denkst Du daran? Dann liebst Du mich nicht und hast mich nie geliebt.“

(Schluß folgt.)

Hande zuzuschreiben. Der Postpostbote war nämlich in der Annahme, daß der ankünftige Abfender nur die alten Nummern wissen konnte, nach der allen Nr. 30 gefahren und konnte selbstverständlich dort den Adressaten nicht aufsuchen. Das Paket ging also wieder nach dem Postamt zurück und gelangte erst am 7. Oktober, wie bereits bemerkt, an seine Adresse. Daß die in der Riste befindlichen G. manns völlig verborben waren, ist einleuchtend, und hat Herr Jacoly deshalb einen Anspruch auf Schadenersatz von der Postbehörde erhoben. Gegenwärtig finden die erforderlichen Ermittlungen statt.

In welcher erschreckender Progression in Berlin die Zahl der Geisteskranken zugenommen hat, dafür geben die Statistik von dem Dr. Sander (Anstaltsarzt in Dalldorf) veröffentlichten Zahlen ein beredtes Bild. Demnach waren im Jahre 1860 in preussischer Anstaltspflege 228 Personen, in der Gharitee des Geisteskranken. Die Gharitee wird dabei als Station für heilbare Geisteskranken und als Durchgangstation für die demnach nach Dalldorf zu überführenden unheilbaren Geisteskranken betrachtet. Schon 1864 war auf diese Weise die Zahl der von der Stadt verpflegten Irren auf 1841 angewachsen während der Bestand in der Gharitee sich ziemlich gleich geblieben war; er betrug 98 Personen und dürfte auch gegenwärtig so hoch sein. Die Zahl der in öffentlichen Pflege anstalt Stadt befindlichen Geisteskranken beträgt gegenwärtig über 2100 bis 2200 Personen. Hat nun auch die Bevölkerungszahl unserer Stadt zugenommen, so ist doch seit 25 Jahren die Verhältniszahl der Geisteskranken zu der der Einwohner um das Dreifache erhöht worden. Offenbar sind hierbei — schreibt Dr. Sander — die sozialen Verhältnisse, der Niedergang der Industrie u. von Bedeutung. Gleichzeitig zeigt sich in Folge derselben Zustände mehr politischer Uebertreibungen und Auswanderung. Viele Kranke, die unter besseren Arbeitsverhältnissen noch Beschäftigung fanden und draußen bleiben konnten, wurden in Folge der ungünstigen Arbeitsbedingungen der Anstaltspflege bedürftig. Geisteskranken vom Lande können sich in der Großstadt nicht halten. Das Zustromen vieler jungen Leute, die geistigsten Anforderungen in der Arbeit, erklärt auch die Häufigkeit von Abhängungen im jüngeren Alter, die sich als Vorboten bezugnehmender Geisteskranken bemerklich machen. — Das oben erwähnte Verhältnis der Gharitee zur Dalldorfer Anstalt bedarf noch kritischer Begutachtung dringend einer Klärung, und es soll eine strengere Trennung der Fälle von heilbarer und unheilbarer Geisteskrankheit stattfinden. In den Kreisen der Anstaltsärzte hofft man, daß diesem dringenden Bedürfnis die Bau der nunmehr fest in Aussicht genommenen zweiten preussischen Irrenanstalt Rechnung getragen werde. Beiläufig sei erwähnt, daß die in Familienpflege von der Stadt untergebrachten ca. 900 nicht gefährlichen Geisteskranken immer einer geeigneten ärztlichen Kontrolle entbehren.

Eine großartige Flotte, die ein imposantes Bild von dem Schiffsbauverlehr mit unserer Stadt giebt, liegt gegenwärtig von Charlottenburg aus stromabwärts auf der Spree und Havel und schreit sich bis nach Spandau hinein zu erstrecken. Die Zahl der Rähne, aus denen diese binnenländische Kauffahrerflotte sich zusammensetzt, dürfte 500 übersteigen, obwohl mehr als die Hälfte an einem Tage die neue Charlottenburger Schiffschule passirt, so erscheinen doch immer wieder neue Segel in der Ferne, welche die freigewordenen Anlegeplätze wieder ausfüllen. Daß dabei die Strompolizei ihre stete Noth hat, läßt sich begreifen und wer einmal eine Extrapolung von Fluchen und Schimpfwörtern hören will, der promene ein halbes Stündchen am grünen Strand der Spree an der Charlottenburger Schleuse oder in der Gegend hinter der Charlottenburger Rennbahn und hinter Kupferden. Uebrigens verleiht sich der internationale Charakter des Handels und des Schiffsverkehrs auch hier im Binnenlande nicht. Zahlreiche Rähne waren mit englischen Steinkohlen, andere mit russischen Getreide beladen; sie kamen sämmtlich von Stettin, wo sie die Fracht von den Schiffsreisen erhalten hatten.

Daß man trotz amtlicher Bekanntgabe und Anweisung in Berlin einen gefundenen großen Geldbetrag dem Verlehrsmarchant nicht zufellen kann, beweist folgender Fall. Der Eigentümer B. in der Dronienstraße fand vor ca. 6 Wochen vor dem Schlichter Thore einen kleinen feinenbeutel (mit ihm Brauer, Schlichter u. zu dessen Vorgesetzten) mit einhundert Mark Inhalt. Trotz sofortiger Anzeige bei der Polizeibehörde und Injection im Intelligenzblatt hat sich ein Verlehrer des Beutels bis heute noch nicht gemeldet.

Von der Dauerhaftigkeit des Holzes steht man jetzt ein Beispiel in der Friedrichstr. 237. Hier hat man bei der ersten Bedienung um das Jahr 1734 mächtige Baumkämme als Kiste in den sumphigen Grund getrieben. Jetzt nach 160 Jahren sieht man sie leuchtend heraus, als ob sie frisch gefällt wären. Für den Neubau hat man schon 1860 bis 17 Meter tief gefehrt. Jetzt steht man gegenüber Nr. 11 ab, wo man mit dem Grunde gleiche Erfahrungen machen wird.

Zwischen einem Theaterkritiker und einem Theaterdirektor Berlins steht demnach ein Prozeß bevor, der die des winzigen und unerquicklichen Ausgangspunktes von einem weinernen Interesse ist, denn er zeigt, wie weit durch die Anwesenheit eines Theils unserer Presse die Ansprüche der Bühnenleiter auf „mohawollende“ Besprechung bereits getrieben worden. Der „Frankl. Sig.“ wird herüber aus Berlin geschickter. Der Berichtshatter der „Berliner Zeitung“ referirt über eine Kooital des Friedrich-Wilhelm-Schiller'schen Theaters die Operette „Der Nachtwandler“ in durchaus sachlicher Weise, er mußte zwar feststellen, daß das Werk weder großen innern Werth beanspruche, noch einen äußeren Erfolg haben werde, allein er heidele seine Bemerkungen in eine völlig maßvolle Form. Dennoch erhielt sowohl er als der Verleger der Zeitung einen nicht näher zu qualifizierenden Brief des Herrn Direktor, daß der Berichtshatter sich einschließen mußte, eine Bescheidigungslage gegen Kritische einzurichten. Selbst diejenige Berliner Blatt, welches durch wohlgemeinte Absicht alles Dessen, was es zur „Runk“ rechnet, durch die übertriebene Wichtigkeit, welche es jedem Bühnenorgane beilegt und ein allzu gutmüthige Art von Kritik die Herrschaften vom Theater am meisten verwöhnt hat, steht vor diesem Akt der Uebertreibung kummend stille und nimmt eine Miene an, wie Mannekin, als ihn Max verlassen will: es „kann's nicht glauben, daß ein vielgeprobter und vielgelobter Bühnenleiter so demüthigt lände. Aber es ist hier die Rede von Thatsachen, die Klage ist angehängt und auf den Ausgang darf man gespannt sein.

Ein Opfer der Kolonien. Der Feldwebel v. Blotzmann vom Kaiser Franz Gude-Grenadier-Regiment Nr. 2 (seit dem 1. Mai d. J. Nachfolger des Sergeanten Pichler in der merun) ist deselbst, wie die „Tägliche Rundschau“ schreibt, an klimatischen Fieber verstorben.

Bergigung durch Elweiß. In einer der letzten Nummern der „Berl. Anz. Wochenchrift“ wird eine Krankegeheilung von Bergigung durch Hühnerweiß mitgetheilt, die in weitläufigen Reisen bekannt zu werden verdient. Es handelt sich dabei um eine Bergigung von sechs Personen einer Familie durch Gebrauch einer Boudinglauge, die aus dem seit etwa acht Tagen ununterbrochenen Hühnerweiß, dessen Dofier anderweitig zur Anwendung gekommen waren, bereitet war. Schon bei dem Schmelzen des Elweißes zu Schaum war der etwas fade Geruch und die trübere Farbe der sonst in einem reinen Elweißgeße an sicheren Orte aufbewahrt gemeyenen Masse aufgefallen, die sich durch den durchaus nicht zu Schaum schlagen ließ. Durch 3 mal von dem Elweiß einiger trischen Eier war es indeß der sauren samen Hausstau röhlich, auch die erste Portion noch zu dem Saure zu Verwendung zu bringen. An dem Geschmack fand sich durchaus keine Veränderung, so daß die süße Spritze

Gen
ind
mehr
ersch
gesan
leit,
gaben
Saben
den
wate
und
fauli
nur
des
Berg
Dau
samle
des
zu ad
vor
we
auf
mu
nur
lete
Das
welch
die
Gint
Stag
nung
auch
Stell
Stiu
zuge
mel
trau
drei
Ram
zwei
Sud
auch
treib
fidu
die
griff
dies
laum
gebr
dreit
reich
Stag
stred
drun
habe
ders
groß
Stran
bett
der
firo
dem
war
der
er
den
den
firo
führ
murt
Rän
frige
von
hinte
in
hatte
ist
der
den
murt
etwa
zuge
Tage
über
Berl
tober
erheb
260
Brei
Dutt
Kand
gerin
III.
II.
25
35
56
Roat
85
110
50
18
bis
80
150
Taut
Rag
Rufe
pro
fomm
heige
ange
30
650
7-1
Anar
per
Rart
blau
Tello
7-1
und
130
fleine
180
040

Genug verzehrt wurde. Erst etwa 15 Stunden danach traten indig bei allen den Mitgliedern der Familie, die wenig oder mehr von der Sauce gegessen hatten, heftige Vergiftungserscheinungen auf, die sich in lähmungsartiger Schwäche der gesamten Muskulatur des Rumpfs, beschleunigter Herzthätigkeit, hartem Nabelstuhnen, Würgen, Erbrechen u. s. w. kundgaben und erst nach energischer therapeutischer Einwirkung zum Schwanden kamen, indem noch eine allgemeine Anspannung für den Bräukraum einer Woche zurückblieb. Die Erscheinungen waren ganz ähnlich denen, die sich nach Wurst, Fleisch, Käse- und Fischergiftungen zeigen, die zweifellos allesamt auf einer Faulgung von Eiweißstoffen beruhen. Hier hätte es nur zu ihrem vollständigen Faulen Verfall noch der Einwirkung des Regenwassers bedurft, wodurch die längere Verzögerung der Vergiftungserscheinungen sich allein erklären läßt. Für unsere Hausfrauen liegt in diesem Falle ein Fingerzeig, die Sparfamkeit nicht zu weit zu treiben und ja vor dem Gebrauch des zurückgestellten Eiwisses auf Farbe, Geruch und Dichtigkeit zu achten.

Die Köhmische Brauerei, Landsberger Allee 11/13, ist vorgerathen nachmittags von einem Brande betroffen worden, welcher bei seiner Wahrnehmung gleich mit einer Heftigkeit ausbrach, daß umflossene Berettungen beschränkt werden mußten. Ganz so schlimm, wie es den Anschein hatte, ist es nun glücklicherweise nicht geworden, wenn auch der angerichtete Schaden immerhin sich nicht unbedeutlich gestalten dürfte. Das Stadtkommando besitz eines eigenen Feuerwehres, durch welches wenige Minuten nach beendeter Mittagspause die Hilfe der Feuerwehr requirirt wurde. Bei ihrem Eintreffen fand bereits die zweite — oberste — Etage des Sudhauses in ihrer ganzen Frontausdehnung von 8 Fenstern in leichten Flammen und auch aus dem Dache hatten dieselben sich schon an verschiedenen Stellen Bahn gebrochen. Im Hinblick auf diese gefährliche Situation sah sich der Führer des zuerst angekommenen Löschzuges denn auch veranlaßt, scheinungslos „Mittelfeuer“ nachzuweisen. In kurzer Zeit wurde dadurch ein bedeutender Löschtrakt zur Stelle gebracht und schnell waren zwei Dampf- und drei Handdruckpumpen gefahrlos, um die Durchführung des Kampfes gegen das entsehlte Element zu übernehmen. Inzwischen waren die Flammen, nach Ueberspringung der das Sudhaus von der angrenzenden Mälzerei trennenden Brandmauer, auch in die Dachkonstruktion der letzteren gelangt; ihre Bestrebung aus derselben folgte aber auf dem Fuße, so daß die Herabstürzungen hier weiter keine Bedeutung beanspruchten. Nachdem für die Mälzerei nichts mehr zu befürchten war, konnte sich der Angriff ganz dem eigentlichen Brandherde zuwenden. Es geschah dies mit einem so überraschenden Erfolge, daß in Zeit von kaum einer halben Stunde die Nacht des Feuers vollständig gedrochen wurde. Dasselbe ist nirgends auch nur einen Fuß breit über den Umfang hinausgekommen, den es bereits erreicht hatte, so daß der Brandschaden sich nur auf die oberste Etage des Sudhauses und den Dachstuhl über derselben erstreckt; eine Störung im Brauereibetriebe dürfte die Feuerbrunst deshalb auch nicht einmal vorübergehend im Gefolge haben. Die endgültige Beendigung des Löschgeschäftes, besonders aber die umfangreichen Aufräumungsarbeiten hielten einen großen Theil der Mannschaften noch Stundenlang auf der Brandstelle. Ueber die Entstehungsurache hat sich mit Sicherheit bis jetzt nichts feststellen lassen.

Mit halb durchschnittenem Halse wurde gestern Abend der erwachsene Sohn eines Rödelbäckers aus der Zimmerstraße in die Charité eingeliefert. Der Betreffende hatte in dem Hülfschen Bierlokal in der Charlottenstraße 16 geacht und war beim Verlassen des Lokals so unglücklich in die Scheibe der Geschäftshür gefallen, daß die Scheibe zertrümmert und er sich den Hals und die Gurgel durchschlug. Nachdem man dem Verunglückten in der Sanitätskuche in der Karlsruferstraße einen Nothverband angelegt hatte, erfolgte seine Ueberführung nach der Charité.

Unbekannte Leichen. Am 13. beziehungsweise 14. d. M. wurden in Regel resp. Trepow die Leichen zweier unbekannter Männer aufgefunden, deren Persönlichkeit bis jetzt noch nicht festgestellt werden konnte. Der erstere, ein Mann im Alter von 30 bis 35 Jahren, hatte sich im Tegelsee, am Raab hinter der Fabrik Germania ertränkt, während sich der Andere im Tegelsee bei der Einfahrt in den Kanal ertränkt hatte. Der Ertrunkene hat dunkelblonde Haare und Vollbart, ist 1,70 Meter groß und von kräftiger Gestalt. Der Daumen der linken Hand ist an der Spitze etwas verkrüppelt. Ein mit den Buchstaben W. H. 3 gezeichnetes wehrloses Taschentuch wurde in der Tasche vorgefunden. Der Geschlossene ist ein etwa 50 Jahre alter Mann, welcher mit einem schwarzen Anzuge bekleidet ist. Die Leiche des letzteren hat schon mehrere Tage in den Anlagen gelegen und ist schon stark in Verwesung übergegangen.

Marktallien-Bericht von J. Sandmann, Ködtischem Verkaufsvormittler, Berlin, Zentral-Markthalle, den 15. Oktober 1888.

Ger. Bei zunehmendem Gieikonsum sind die Preise erheblich gestiegen. Größere Zufuhren erwünscht, netto 2,80—2,85 R. per Schock.

Butter. Tendenz flau, nur mit Mühe sind noch nachstehende Preise zu erreichen. Frische feinste Tafelbutter 125—130, feine Butter I. 115—122, II. 100—112, III. feinstsorte 85—95, Landbutter I. 95—100, II. 85—90 R., Salzbuter und andere geringere Sorten 65—72 R. per 50 Kilo.

Käse. Schweizerkäse I. 58—63 R., II. 50—55 R., III. 42—48 R., Quadrat-Packer I. feinst 20—25 R., II. 10—16 R., Hamburger I. 30—35 R., II. 20 bis 25 R., rheinischer Holländer Käse 45—58 R., II. Waare 35 R., echter Holländer 65 R., Emmentaler I. 60—70 R., II. 55—68 R., französischer Reuschatteler 18 R. per 100 Stück, Roquefort 1,20—1,50 R. per Pfund.

Eier. Röhre 65—75, Hühner 25—30, Dammhühner 35—45, Wildschwein 25—35 Pf. pr. Pfund, Rebhühner, junge 110—120, alte 80—90 Pf., Hasen 3—4,50 R., Wacheln 50—60 Pf., Gans 3,30—4,00 R. pr. Stück, Krametsvögel 15—18 Pf. pr. Stück, Auerhahn 3—4,50 R., Hühner 1,75 bis 2,50 R., Scherpen 2,50—3,00 R., Delikatessen 60 bis 80 Pf. pr. Stück.

Geflügel. Fette Gänse per Pfund 50—70 Pf., junge Enten 1,50—3,00 R., junge Hühner 0,55—0,80 R., alte 1,00—1,70 R., Tauben 30—45 Pf., Bouldarden 4,50—8,00 R. pr. Stück, Ragers Geflügel schwer veräußlich.

Blumen und Blätter. Gerberblätzer 3,50—4 R. pro Korb, Rosen 8—12 R., Rosenknospen 1—3 R. pro 100 Stück, Zuberosen 4—5 R. pro 100 Stück, Wellen 3,50—5,00 R. pro Tausend. Am Freitag, den 15. cr., Nachmittags 6 Uhr, kommen veredelte Rosenstämme und Bierpflanzen zur Versteigerung.

Obst und Gemüse. Ung. Weinstauben 24—28, Oasen- und Russtaler Weinstauben 26—28 Pf. Neue Citronen 30—48 R. per Riste, Blaumen 2,25 bis 4, Birnen 4,20 bis 6,50, Tafelbirnen 7—15 R., Apfel 4,25—6 R. Tafelapfel 7—15 R., feinste Sorten bis 30 R., Pfirsich 20—30 R., Ananas 2,50—3,00 R. pr. Riste, Wallnüsse 30 R. pr. Riste, Zwiebeln 2,25—2,75 R., Weißkohl 3,00 R., Kartoffeln, weiße 3,50—4,00 R., rote 2,80 bis 3,00 R., blaue 3,00—3,80 R. pr. 100 Kilo, Schalotten 6—7 R., Zeltower Rüben 9—12 R., Sellerie 7—8 R., Meerrettig 7—12, Blumenkohl 20—50 R. pr. 100 Stück.

Geräucherter Fisch. Aheinsachs 2,50—2,90 R., Weiser und Eiselsachs 1,20—1,40 R., geräucherter Kahl 70—1,00 R. 1,30 Pf. pr. Pfund, großer Delikatess 1,50 per Pfund, Hühner, kleine 2,00—3,00, mittel 3,50—6 große 8—16 R., Adalings 1,80 bis 4,00 R., Dorsch 8—10 R. pr. 100 Stück, Erbsen 0,40—0,60 per Pfund.

Schockbier. Kleine Krebse 10 cm. 0,75—1,00 R., mittel 1,50—3 R., große 4—10 R. per Schock. Quammen 1,50—1,60 R. pr. Pfund, Kullern 7,50—12 R. pr. 100 Stück.

Lebende Fische. Kal, mittelgroß 80—95, große 1,10 R. Dacht 60—70 Pf., Schleie 70—80 Pf. per Pfund.

Fische. Lachs 1,00—1,20—1,30 R., Karper, große 80—100 Pf., Hecht 40—50—65 Pf., Steinbutte 70—80 Pf., Seezunge, große 0,70—1 R., mittel 60—80 Pf., Scholle 10—25 Pf., Schellfisch, große 20 Pf., Röhrlau 15 bis 20 Pf. per Pfund, Makrelen 40—60 Pf. pro Stück, Dorsch 5—12 R. pr. Sentner.

Polizei-Bericht. Am 14. d. M. früh ein obdachloser Mann aus dem Neubau Röckersstr. 86 unbesugt nächtlich betreten wurde und ihn verfolgendes Bauarbeiter sich durch die Flucht entziehen wollte, fiel er von der mit einem Geländer noch nicht versehenen Treppe hinab und erlitt dadurch eine Verletzung des Rückgrats, so daß er mittels Droschke nach der Charité gebracht werden mußte. Am Vormittag erlitt beim Abbruch des Hauses Feilnersstr. 4 der Hausdiener Görg durch eine einfallende Wand einen Bruch des rechten Schließelbeins und eine Verletzung der Lunge, so daß er mittels Krankenwagens nach Behrensen gebracht werden mußte. Gegen Mittag wurde an der Ecke der Koch- und Friedrichstraße eine Mädchen von einem Hunde umgerannt. Dasselbe fiel so unglücklich auf das Pflaster, daß es längere Zeit betrunken blieb und mittels Droschke nach der Wohnung seines Vaters gebracht werden mußte. Nachmittags um 1 Uhr entstand im Böhmisches Brauhaus, in der Landsberger Allee, Feuer, durch welches der erste Stock und das Dach des Hauses zerstört wurden. Die Feuerwehre war mehrere Stunden in Thätigkeit. Um dieselbe Zeit wurde hinter dem Gumboldt Röhndierstraße 12—13, die bis zur Unkenntlichkeit verwehte Leiche einer Frauensperson aus der Spree gezogen und nach dem Leichenhause gebracht.

Gerichts-Zeitung.

† Unter der Anklage der verleumdlichen Beleidigung des Gendarmen Länger in Tempelhof stand gestern der Arbeiter Friedrich Wilhelm Dörmann vor der 87. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts (Vorsitzender Amtsgerichtsrath Schmidt). Am 5. Januar d. J. war die Frau des Angeklagten wegen groben Unfugs vom Schöffengericht verurtheilt worden und zwar hauptsächlich auf die Kussage des Gendarmen Länger hin, der befandete, er habe gesehen, daß am 4. August 1885 die Frau mit einer anderen, die ebenfalls angeklagt war, auf der Tempelhofer Dorfstraße sich herumgeschimpft und einen großen Auswurf veranlaßt habe. Mergelich über die Verurtheilung, äußerte der Angeklagte noch an demselben Tage, der Gendarm Länger „habe einen Meineid geschworen“. Dörmann gab die Versicherung auch zu und versuchte nur den Beweis der Wahrheit für seine Behauptung zu erbringen. Die beiden ersten Zeugen, zwei Frauen, vermochten jedoch nur auszusagen, daß sie den Gendarmen Länger an dem fraglichen Abend nicht gesehen hätten, müßten es aber doch dahin gestellt sein lassen, ob derselbe nicht vielleicht, ohne daß sie es gesehen, den Vorgang beobachtet hätte. Der dritte Zeuge, ein siebenzehnjähriger junger Mann, Julius Behrendt, sagte dagegen mit voller Bestimmtheit aus, daß er den Gendarmen hätte sehen müssen, wenn derselbe überhaupt in der Nähe gewesen wäre. Er habe sich absichtlich genau nach dem Beamten umgesehen und ihn zu seiner Verwunderung nirgends entdeckt. Auch hinter einem Baum der Dorfstraße könne derselbe nicht gestanden haben. — Der Angeklagte schloß noch hinzu, daß der Gendarm in der betreffenden Verhandlung beschworen hätte, er habe die Frauen auseinandergesprochen und fortgewiesen. Derselbe sei aber an dem Abend gar nicht in Tempelhof gewesen, sondern vorher fortgeritten. — Der Gendarm Länger, der geladen, war nicht erschienen, weil er, wie er zu einer Frau sagte, „andermwärts zu thun habe“. — Der Gerichtshof hielt die Vernehmung dieses so gebildeten Zeugen für nicht erforderlich. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnisstrafe von 14 Tagen. Der Gerichtshof ging über den Antrag noch hinaus und hielt für die „stivoie“ Beleidigung eines Beamten, die vollständig erwiesen sei, eine Gefängnisstrafe von 1 Monate für angemessen.

† Der Schankwirth Max Jacobi, der aus Berlin s. B. ausgewiesen wurde und sich in Dresden jetzt aufhält, wo er ein kleines Biergeschäft betreibt, war gestern vor der ersten (Hilfs-)Strafkammer erschienen, welche über eine Berufung verhandelte, die von ihm gegen zwei Urtheile des hiesigen Schöffengerichts eingelegt worden war. Das erste dieser Urtheile hatte ein gewisses Aussehen mit Recht verurtheilt, weil es Jacobi wegen Uebertretung der Polizeistunde in 5 Fällen und wegen Veranlassung öffentlicher Tanzveranstaltungen ohne polizeiliche Erlaubnis in 4 Fällen für jeden Fall mit 2 Tagen Haft, zusammen also mit 18 Tagen Haft bestraft hatte, die auf 3 Wochen Haft „abgerundet“ (1), d. h. erhöht worden waren. Durch ein zweites Urtheil war er mit 10 R. Geldstrafe wegen Ueberschreitung der Polizeistunde verurtheilt worden. Wegen das erste Urtheil hatte nicht nur der Betroffene, sondern auch die Staatsanwaltschaft Berufung eingelegt, weil sie die Verurtheilung des Angeklagten zu einer Gefängnisstrafe wegen Veranlassung eines Tanzerganges ohne vorherige Erlaubnis für gesetzlich nicht zulässig erklärte. Die angezogene Verordnung setzt nämlich für diese Uebertretung nur eine Geldstrafe fest. Die umfangreiche Beweisaufnahme — es waren zehn Zeugen zu vernehmen — ergab im wesentlichen dasselbe Resultat wie in der Vorinstanz. Der Polizei-Beauftragte und die fünf Schlichter, welche die verschiedenen Uebertretungen angezeigt haben, sagten unter ihrem Eide aus, daß sie an bestimmten Tagen im Monat März und April nach 11 Uhr Abends — Jacobi war kurze Zeit vorher in der Polizeistunde beschränkt worden — noch die trinkende Gäste im „Jahob'schen Restaurant, Landsbergerstraße 82, angetroffen hätten. Es handelte sich um 15 bis 35 Minuten, um die der Angeklagte sein Lokal zu spät geschlossen haben sollte. Interessant lag der letzte Fall der Uebertretung, der sich am 3. Mai d. J. zugetragen haben sollte. An diesem Tage fand eine Versammlung des Fachvereins der Papier-Drucker und -Schlichter statt. Um 11 Uhr erklärte der Vorsitzende, Herr Caspar, wie er auch in der Verhandlung als Zeuge befragt, daß der Wirth, der auf Polizeistunde gesetzt sei, nach 11 Uhr kein Bier mehr auskänken dürfe. Um 11 Uhr 20 Minuten schloß laut Protokollbuch die Versammlung. Um 11½ Uhr hat nun ein Schyemann, wie er beschwor, noch Gäste in dem Lokal beim Bier gesehen, zwei oder drei Minuten, nachdem der Polizei-Beauftragte, der die Versammlung überwacht hatte, aus dem Lokal gegangen war. Die Inkonstanz der Zeitbestimmungen wurde nicht näher erörtert; der Zeuge erklärte auch, sich nicht mehr genau auf alles denken zu können. In Betreff der Tanzveranstaltungen führte der Angeklagte an, daß er sie selber nicht veranstaltet, sondern nur gebildet habe, daß beim „gemüthlichen Beisammeln“ von Arbeitervereinen ein Tanzchen, das sich in bestimmten Grenzen hielt, entritt wurde; aus der Mitte der Gesellschaft habe sich jemand an das Ravier gesetzt und einige Paare hätten in dem kleinen Raume getanzt. Diese Angaben wurden auch durch die Enklafungsbewerger, die Herrn Schneider, Steinbock und Palmüller bestätigten. Es wurde aber festgestellt, daß die Gesellschaft nicht geschlossen gewesen sei und daß auch Fremde zu dem Plauer, wo der Tanz stattfand, Zutritt hatten. — Der Vertheidiger Rechtsanwalt Friedmann beantragt, den Angeklagten wegen der Uebertretung in Betreff der Tanzveranstaltungen freizusprechen. Die Hälfte der Ueberschreitung der Polizeistunde seien dort, wo sie überhaupt nachgewiesen wären, sehr harmloser Natur und er bitte, die

Strafe hierfür niedrig zu bemessen. Durch das erste Urtheil, das in greifbarer Weise starke Verküßte enthalte, habe sein Klient den Eindruck gewinnen können, als wenn aus Gründen, die außerhalb des eigentlichen Falles liegen, mit ihm besonders strenge ins Gericht gegangen werde. — Der Staatsanwalt beantragte für die Tanzveranstaltungen eine Geldstrafe von 60 R. und wegen Ueberschreitung der Polizeistunde eine Gefängnisstrafe von 10 Tagen gegen den Angeklagten. — Der Gerichtshof hielt den Angeklagten in allen zehn Fällen der Ueberschreitung für überwiegen und verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe von 50 R.

Den bekannten Ministerialeschreiben in Bezug auf die Anmeldepflicht von Versammlungen nicht respektirt zu haben, legte die gestern vor der Strafkammer des Landgerichts II verhandelte Anklage den Raurern August Deder und Carl Söpper zur Last; als dritter im Bunde erschien vor den Säntzen der Restaurateur Carl Spigig, zu Friedrichsberg wohnhaft. Im Lokale des Letzteren war von Seiten des Angeklagten Deder — als Vorsitzenden des Fachvereins der Raurer von Friedrichsberg — Ausgangs Juni eine Mitgliederversammlung einberufen worden, in welcher Dr. Grolmann einen medizinischen Vortrag zu halten beabsichtigte. Zur bestimmten Stunde erschienen der Vortragende (sowohl als auch zahlreiche Teilnehmer, in dessen konnte die Versammlung nicht abgehalten werden, weil der überwachende Gendarm Höber II die ihm seitens des Vorsitzenden vorgelegte, früher und vor dem Ministerial-Erlass dem Fachverein erteilt gewesene Vermanens-Anmeldung als zur Zeit nicht mehr geltend bezeichnete und demgemäß die im Saal Anwesenden auffordern mußte, sich zu entfernen. Diesem Verlangen war zwar in aller Ruhe stattgegeben worden, aber hinterher erhob die Staatsanwaltschaft wegen Vergehens gegen das Sozialstrafengesetz wegen Uebertretung der vom Minister v. Puttkamer unterm 14. Mai d. J. erlassenen Verordnung Anklage gegen die drei genannten Personen. Im Audienstermin am Freitag wendete der Angeklagte Deder ein, daß eine Versammlung an jenem Tage überhaupt nicht stattgefunden, denn er als Vorsitzender und Einberufer sei zwar im Spigig'schen Lokale anwesend gewesen, aber thatsächlich habe er die Versammlung noch nicht durch eine bezeichnende Erklärung eröffnet. Der mitangeklagte Raurer Söpper, der Schriftführer des Fachvereins, gab vor Gericht die Erklärung ab, daß er, als die Aufforderung zur Räumung des Saales erfolgte, gerade die zur Ausübung seines Schriftführeramtes notwendigen Requiristen ausgepackt; auch dieser behauptet, daß eine Versammlung thatsächlich noch nicht stattfand. — Der Staatsanwalt erachtete diese Einwendungen für unerheblich und er beantragte gegen Deder 20 R. Geldstrafe, gegen Söpper 4 Tage Gefängnis, gegen Söpper 15 R. event. 3 Tage und gegen den Restaurateur Spigig 10 R. event. 2 Tage Gefängnis; als strafmildernden Umstand bezeichnete der Staatsanwalt die Thatsache, daß in jener Versammlung nicht politische Thematika erörtert, sondern lediglich Vorträge gehalten werden sollten. Der Gerichtshof erkannte wie folgt: Die Versammlung habe — obwohl politische Fragen nicht erörtert werden sollten — einen öffentlichen Charakter gehabt und sie mußte daher in Gemäßheit des ministeriellen Erlasses angemeldet werden; dies ist aber nicht geschehen und nach Lage der Sache sei der mitangeklagte Deder hierfür verantwortlich zu machen. Demgemäß lautete das Urtheil gegen den Letzteren auf 5 R. event. 1 Tag Gefängnis; Söpper und Spigig wurden freigesprochen.

Vereine und Versammlungen.

Die Wohnungsfrage, welche seit einigen Wochen den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion bildet, tritt jetzt in eine neue Phase. Heute Abend findet nämlich die erste öffentliche Versammlung des „Vereins zur Wahrung der Interessen der Wohnungsmiethler“ im Saale der Berliner Ressource, Kommandantenstr. 57, statt. Die besonderen Aufgaben des Vereins sind: 1. Eine anderweitige Redaktion der Miethverträge, 2. Vertretung der Miethler in Rechtsfragen, soweit sie sich auf Miethangelegenheiten beziehen, a) durch sachverständige juristische Belehrung, b) durch Vertretung in Rechtskreislagen; 3. Näherer Bestimmung der Statuten, 4. Organisation einer rationalen Wohnungsvermittlung, 5. Beförderung der Bestrebungen zur Schaffung sogenannter Mittel- und kleiner Wohnungen, 6. Verbilligung der Miethpreise, 7. Reform der Miethsteuer, 8. Diskussion und Stellungnahme zu allen die Mieth- und Wohnungsverhältnisse berührenden Fragen. 9. Unterhaltung einer Vereinszeitschrift.

Fachverein der Tischler. Die Bibliothek des Vereins befinden sich in folgenden Lokalen: 1. Blumenstr. 56 auf der Tischlerbergstraße, 2. Schillerstr. 107 bei Kunsmann, 3. Bellevuestr. 6 bei Hülser, 4. Kronenplatz 11 bei Dohn, 5. Müllerstr. 184 bei Hering, 6. Breitenau- und Solmsstr. Ecke der Lindenborn und 7. Steglitzerstraße 91 bei Gärrens. Dasselbe werden jeden Sonnabend von 8½ bis 10 Uhr Abends Vorträge von den Mitgliedern in Empfang genommen und neue Vereinsmitglieder aufgenommen. — Der Verein veranstaltet am Sonntag, den 17. Oktober, Abends 6 Uhr, in der „Berliner Ressource“, Kommandantenstr. 57, ein Tanzergängen. — Billets sind nur so her zu haben bei den Mitgliedern Höber, Johannisstr. 10, Hof III; Gruenwaldt, Brinzenstr. 8, III, bei Konrad; Bloch, Aufseherplatz 2, Hof part.; Reins, Rantewitzstr. 93, III links; Haase, Reinsbergstraße 19, I; Apelt, Bellevuestr. 61, Hof rechts V; Tiedebach, Neudammstr. 72; Besold, Bergmannstraße 98; Feß, Dollmannstr. 1a, I; Balme, Androssstr. 17, Hof II; Schulz, Orgerstr. 42; Witte, Röckersstraße 95; Falck, Köckerstr. 71; ferner am Sonnabend Abend auf den Bibliothek des Vereins, sowie von 8½ bis 9½ Uhr Abends und am Sonntag Vormittags von 9 bis 11 Uhr, im Arbeitsnachweis des Vereins, Blumenstr. 56. — An der Kasse der „Berliner Ressource“ werden keine Billets ausgeben. — Die öffentliche Generalversammlung findet am Dienstag, den 19. Oktober, Abends 8 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, statt.

Die Generalversammlung der Klavierarbeiter Berlins, welche morgen, Sonntag, stattfinden sollte, kann nicht abgehalten werden, weil die polizeiliche Genehmigung hierzu verjagt worden ist.

Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Heute, Sonnabend, Abends 8½ Uhr, im Lokale Mikaelstr. 39 Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Eich über die Freiebestattung. 2. Beerdigung. Ausgabe der Billets zu dem am 6. November im Lokal des Herrn Reins, Raurerstraße 27, stattfindenden Sitzungsfeier. Billets sind zu haben bei den Herren Bodur, Amiralstr. 26; Frank, Reichendergerstr. 46; Verge, Fuchstr. 53; Etzelmeier, Wilschinerstr. 93 und Biersch, Wobbestr. 16.

Allgemeine Krank- und Sterbekasse der Metallarbeiter. (G. S. 29 Hamburg.) 5. Sitzung. Versammlung Sonnabend, den 16. Oktober, Abends 8½ Uhr, bei Kiermann, Volthagenstr. 81.

Unterstützungsverein der Buchbinder und verwandten Berufsgruppen. Montag, den 18. Oktober c., vierjährliche General-Versammlung. Tagesordnung: 1. Kasienbericht. 2. Statutenänderung. 3. Verschiedenes. — Da in der Statutenänderung die Ausdehnung der Brandversicherung bestimmt und über etwaige Unterstützung durch die Mitglieder Bestimmung getroffen werden sollen, so ist eine recht rege Theilnahme der Mitglieder erwünscht.

Fachverein sämtlicher an Goldbearbeitungs-Maschinen beschäftigten Arbeiter. Sonntag, den 17. Oktober, Vormittags 10½ Uhr, bei Söger, Grünbergstr. 29, öffentliche Mitgliederversammlung. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Dr. Rog Baumgart. Gäste willkommen.

Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Sattler (Schneidung), G. S. 64. Heute, Sonnabend, Abends 8 1/2 Uhr, in den Gratzwellschen Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79, Versammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Vortrag des Herrn Dr. Jabel über Krankheiten im Sattlergewerbe. 3. Wahl eines Beisitzers. 4. Verschiedenes.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Drechsler und anderer gewerblicher Arbeiter (G. S. 43, Hamburg). Verwaltungsstelle Berlin C. Sonntag, den 17. Oktober, Vormittags 10 Uhr, Mitgliederversammlung im Restaurant Lindenstr. 103. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Ergänzungswahl des Vorstandes. 3. Verschiedenes.

Der Wandverein Berliner Bildhauer veranstaltet am Sonntag, den 17. Oktober, eine Exkursion nach der Thonwarenfabrik von Rarch in Charlottenburg. Die Teilnehmer (auch Nichtmitglieder), versammeln sich um 9 1/2 Uhr Vormittags im „Tierzgartenhof“.

Im Verein der Maschinisten und Geizer wird in der am Sonntag, den 17. d. M., Nachmittags 5 Uhr stattfindenden Versammlung, die in der vorletzten Versammlung nicht erledigte „Geizerfrage“ (Referent: Herr Ingenieur Ritter) zur weiteren Besprechung kommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Fachverein der Lithographie-Kleber und Besatzmacher. Montag, den 18. d. M., Abends 9 Uhr, Versammlung bei Domat, Johannstr. 20. L. D.: 1. Kassenbericht. 2. Vortrag über das Krankheits- und Unfallversicherungsgesetz. 3. Beschlussfassung über die Form des Stiftungsfestes. Gäste willkommen.

Zentral-Kranken- und Begräbniskasse für Frauen und Mädchen in Deutschland (G. S. Nr. 26). Sonntag, den 17. Oktober, Nachmittags 4 Uhr, in Gratzwellschen Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79 (oberer Saal): General-Versammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht pr. 3. Quartal. 2. Ergänzungswahl zum Vorstande. 3. Verschiedenes.

Gesang- und Gesellige Vereine am Sonnabend: Gesangverein „Harmonia“ Abends 8 Uhr im Restaurant, Alte Jakobstr. 38. — Gesangverein „Sängerlust“, Ballhofstr. 9, Abends 9 Uhr. — Verein der Taubstummen Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Altemann, Laufferstr. 41. — Dänischer Verein „Fregat“ Abends 9 Uhr Rosenthalerstr. 39. Dänische Blätter sind vorhanden. — Verein der Württembergers Abends 8 1/2 Uhr bei Baiblinger, Dorotheenstr. 84.

Kleine Mittheilungen.

Stettin, 13. Oktober. Der Siopellaut des zweiten großen Subventionsdampfers wird am Sonnabend Mittag auf der Werft des „Bullau“ erfolgen.

Magdeburg, 12. Oktober. Sonnabend Abend fuhr ein von Magdeburg nach Dessau fahrender Eisenbahnzug auf Bahnhof Kötzingen mit zwei Güterwagen, die zu nahe an dem Geleise standen, zusammen, wodurch einige Güterwagen des Zuges sowie ein Personenwagen II. Klasse beschädigt wurden. Ein Personenwagen III. Klasse war rechts zur Seite geworfen, die betreffenden beiden Güterwagen lagen nach links. Sie

hatten sich, bis an die Achsen versunken, halbmondsförmig nach vorn durch den Boden gewühlt. Glücklicherweise wurden Personen nicht verletzt.

Bamberg, 14. Oktober. (Eisenbahnunfall.) Gestern Nacht zwischen 10 und 11 Uhr fuhr in Falls-Gebirge eine von Stammbach zurückführende Vorpannmaschine auf den Schlagschienen desgleicher Richtung verkehrenden Güterzuges auf, wodurch 3 Wagen ohne zu entgleisen beschädigt wurden. Das Fahrgesetz blieb unbeschädigt. Ein Zugbediensteter erlitt eine leichte Verletzung im Gesicht.

Kürnberg, 13. Oktober. In der vorletzten Nacht ist man hier einem grauzigen Morde auf die Spur gekommen. Aus dem an der Westseite der Stadt vorbeifließenden Ludwigskanal wurde ein Koffer ausgefischt, in welchem sich die verstümmelte Leiche einer Frauensperson, noch blutend, vorfand. Die Hirtenscheibe war eingeschlagen, die Füße abgehakt. Der eine Arm der Leiche war auf den Rücken gebunden. Heute wurde die Leiche identifiziert; es ist die Händlerin Kretsch, welche viele Geldgeschäfte machte. Am Sonntag hatte sie sich aus ihrer Wohnung entfernt, um Schulden einzulassen. Die Aufregung über den gräßlichen Mord — ein solcher liegt ohne Zweifel vor — ist groß.

Wien, 14. Oktober. (Eisenbahnunglück.) Von der Direktion der Südbahn wird der „N. Fr. Pr.“ mitgeteilt: Zwischen den Stationen Daruac und Strac der Bains-Patrozer Linie der Südbahn hat gestern in Folge der Nichtbeachtung der bestehenden Vorschriften ein Zusammenstoß einer Draisine mit einem von Bahnarbeitern besetzten sogenannten „Bahnwägel“ stattgefunden, wobei der Schienen-Ingenieur Javorata getödtet und einige Arbeiter verletzt wurden. Die Erhebungen über den Schuldtragenden sind im Zuge.

Wien, 14. Oktober. (Cholerabericht.) In Triest 8 Erkrankungen, 2 Todesfälle; in Pest 25 Erkrankungen, 16 Todesfälle. Triest, 13. Oktober. Von gestern bis heute Mittag sind in Triest mit den Vororten 14 Erkrankungen und 1 Todesfall an Cholera vorgekommen. Im Territorium wurde kein Cholerafall konstatiert.

Pest, 13. Oktober. Seit gestern sind hier an Cholera nostras 4, an Cholera 31 Personen erkrankt und 2 Personen an Cholera nostras und 16 an der Cholera gestorben.

Szegedin, 13. Oktober. Seit gestern sind an der Cholera 7, an Cholera 10 Personen erkrankt und von den früher Erkrankten 3 gestorben.

Letzte Nachrichten.

Bulgarisches. Ein Privattelegramm der „Post. Bl.“ meldet: Durch faktische Beweise, welche die bulgarische Regierung in Händen hat, wird konstatiert, daß General Raulbars auf seiner Reise in der Provinz sich der niedrigsten Agitationsmittel zur Aufreizung des Volkes gegen die Regierung bediente. Er beschuldigte die Regierung öffentlich, daß sie deshalb die russische Okkupation fürchte, weil von ihr Rechenhaft über von Russland geschenkte 17 Millionen Rubel verlangt werden könnte. Dem Beuern entsprach er materielle

Unterstützung durch Geld und Befreiung vom Militärdienste. — Von dem englischen Botschafter in Bukarest ist der englischen Regierung angezeigt worden, daß die Nachricht, bei einer in Bukarest stattgefundenen öffentlichen Versammlung sei eine Depesche des Fürsten Alexander Alexander verlesen worden, wonach derselbe nach Bulgarien zurückkehren wolle, wenn er als Fürst wiedergewählt werden sollte, jeder Begründung entbehre. Ebenso unbegründet sei die angebliche Depesche, daß der englische Konsul dazu gerathen habe, den Forderungen Russlands Widerstand zu leisten; es habe keinerlei Versammlung dieser Art stattgefunden und die angebliche Depesche des Fürsten Alexander sei eine reine Erfindung. — An der Petersburger Böse läuft das Gerücht um, die Stellung des Herrn v. Sierz sei erschüttert. Bestätigung bleibt abzuwarten.

Polnisches. Mäßig polnische Großgrundbesitzer beschloßen in einer in Polen stattgefundenen Versammlung, eine landwirthschaftliche Kreditbank mit drei Millionen Mark Anlagekapital zu gründen. Dasselbe soll in 3000 Aktien à 1000 M. eingetheilt werden.

In Bielefeld haben die Seyer der „Neuen Westfälischen Volksztg.“ die Arbeit eingestellt.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Honorarumschüttung beizufügen. Briefkasten wird nicht ertheilt.

G. Fr. Simeonstr. Freilich können Sie Ihren Arbeitgeber auf Zahlung des rückständigen Arbeitslohnes verklagen, die Klage ist bei der Gewerbe-Deputation des Magistrats anzustellen.

H. P. R. Andreasstr. Ein gesetzliches Verbot für Mische oder Aftermiether, Handharmonika zu spielen, giebt es selbstredend nicht. Der Vermieter hat daher nur dann das Recht, Ihnen diese thörichte Beschäftigung zu untersagen, wenn Sie dadurch die nächtliche Ruhe stören oder sonst dadurch eine der in dem Kontrakte Ihres Vermiethers enthaltenen Bestimmungen verstoßen.

M. R. 1. Gerichtsvollzieher kann nur solche in Wohnung des Schuldners befindlichen Sachen pfänden, die diesem gehören. Für eine Schuld des Mannes haften die Ehefrau gehörigen Sachen nicht und umgekehrt. Wenn vorliegendem der Gerichtsvollzieher zu Unrecht einen der Ehefrau gehörigen Gegenstand pfändet, so kann diese die Pfändungsklage anstrengen. Wenn Sie wollen, daß die Pfänder während der Ehe gelauten Sachen für Schulden des Mannes nicht haften, so schließen Sie mit Ihrem Manne einen Vertrag ab, in dem dieser seinem Nießbraucher und Verwaltungsverwalter entsagt. 2. Der Vater eines unehelichen Kindes kann dasselbe, sobald es das vierte Lebensjahr vollendet hat, zu sich nehmen; wird die Herausgabe des Kindes von dessen Mutter verweigert, so kann der Vater gegen diese und den Vormund auf Aufhebung des früheren Urtheils klagen.

Rinden i. B. Eine Milliarde — tausend Millionen.

Theater.

Sonnabend, den 16. Oktober. Opernhaus. Marie, die Tochter des Regiments. — Zum Schluß: Wiener Walzer. Schauspielhaus. Der geheime Agent. Deutsches Theater. Zum 1. Male: Gräfin Lambach. Residenz-Theater. Ein Großstädter. Vorher: Ein anonymes Brief. Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Der Nachtwandler. Ballner-Theater. Der Goldonkel. Belle-Alliance-Theater. Lili. Abend-Theater. Der Widner von Notre-Dame. Viktoria-Theater. Amor. Tanz-Vorm von Luigi Manzotti. Balhalla-Theater. Die Piraten. Zentral-Theater. Alte Jakobstr. 30. Direkt.: Adolph Ernst. Der Wald-Teufel. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannsbald. Kouplets von S. Böck. Musik von S. Steffens. Mit neuen Dekorationen und Kostümen. (Novität!) Königsstädtisches Theater. Der Jongleur. Konfordia-Theater. Spezialitäten • Vorstellung. Kaufmann's Varietè. Spezialitäten • Vorstellung. American-Theater. Spezialitäten • Vorstellung. Reichshallen-Theater. Spezialitäten • Vorstellung.

Eden-Theater.

(Früher Louisenstädtisches Theater.) Dresdenerstraße 72/73. Mrs Johnson Family (4 Damen, 1 Herr), preisgelobte Schwimmer und Taucher von Hippodrom zu Paris. Meigel's Ballettruppe (12 Damen, 2 Herren). Hr. Hoffmann mit seinen dreierlei Hunden und Hasen. 7 Schwärmer Matthews. Ernesto. Garney. Paula und Ludwig Zellheim. Kocher. Frä. Belloni. Sängerin. Unerklärliches räthselhaftes Verschwinden einer jungen Dame von offener Bühne vor den Augen des Publikums. — Unmittelbar nach dieser Produktion: Vollständige Aufklärung über das Verschwinden der Dame, wohin und woher dieselbe kommt. — Kassenöffnung 6 1/2 Uhr. Anfang 7 1/2 Uhr.

Berliner

Stadt-Theater.

(Früher Alhambra-Theater.) Ballner-Theaterstraße 15. Sonnabend: Zum 6. Male: Des Tischlers Töchterlein. Volksheld mit Gefang in 4 Akten von A. Reich. Musik von G. Michaelis. Dirigent Herr Kapellmeister Th. Franke. Regie: Herr Emil Gutschke. Vor der Vorstellung: Großes Concert der Hauskapelle, unter Leitung des Kapellmeisters Herrn Th. Franke. Anfang der Vorstellung 7 1/2 Uhr. [806 Heute, Sonnabend frische Gint- u. Leberwurst bei Spidermann, Parkstraße 6.

Neu! Restaurant Carl Müller, 78 Naunynstrasse 78. Neu! Allen Bekannten sowie einer geehrten Nachbarschaft zur Nachricht, daß ich das Lokal des Herrn Brons käuflich übernommen habe. Gute Speisen und Getränke zu jeder Tageszeit zu billigen Preisen. Große Küche 20 Pf. Rühricht Bier vom Fass & Seidel 10 Pf. Zimmer für Vereine und Gesellschaften stehen zur Verfügung. [845 Hochachtungsvoll Carl Müller, gen. Angelmüller.

Soeben ist im Verlage von J. S. B. Dietz in Stuttgart erschienen: Internationale Bibliothek Heft I. Die Darwin'sche Theorie. Preis pro Heft 50 Pf. Zu beziehen in Berlin durch alle Buchhandlungen und Kolportage, sowie insbesondere durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstraße 44. Wiederverkäufern Rabatt.

Soeben erschien: Deutscher Handwerker- u. Arbeiter-Notiz-Kalender für das Jahr 1887. Zu beziehen durch die Expedition, Zimmerstraße 44.

Soeben ist erschienen: Der Neue Welt-Kalender für 1887. Aus dem reichen Inhalt heben wir hervor: Reichthums- und Elend des Deutschen Reichs. — Zerbrochene Ketten. — Erzählung von Rob. Schweißel. — Bäuerliche Frauen und Bauernmenschen. — Ein Proletarierkind. — Erzählung v. C. Sanger. — Der Kampf zwischen Feuer u. Wasser in der Welt. — Von P. Dorn. Köhler. — Wie man eine Mission verdient. — Fliegende Blätter (humoristisch). Als Gratis-Beilagen: 1. Lucia. 2. Muttergottes. 3. Muttergottes. 4. Die beiden Mägen. Ein Handkalender. Preis 50 Pf. Stuttgart. J. S. B. Dietz. Zu beziehen durch die Expedition, Zimmerstraße 44. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

Wegen Geschäftsaufgabe verkaufen wir zu Taxpreisen täglich von 9—2 und 3—7 Uhr en détail: Regenmäntel, Winterpaletots und Dolmans, Röder-Jaquets in den neuesten Façons. E. Cohn Söhne, Jägerstraße Nr. 40 I. Etage, gegenüber der Reichsbank. [787

Empfehle mein neu eröffnetes Schuhwaaren-Geschäft Clattgasse 117, zwischen Mariannen- und Branienstraße. Großes Lager Herren-, Damen- u. Kinderstiefel. Bestell. n. Nach u. Reparaturen i. kurz. Zeit. Alle Freunde u. Bekannte ers. d. Bedarf um geneigten Zuspruch. Wilhelm Pappe. Reelle Bedienung. Billigste Preise. [648 Passage 1 Tr. 9 R. — 10 R. Kaiser-Panorama. In dieser Woche: Eine Wanderung durch Tyrol. Zweite Wanderung durch Paris. Gertha-Reise. Carolinen-Jahres. Entree 20 Pfennig. Kinder nur 10 Pfennig.

Unserm Freunde, Kollegen, Schilmschürchen und Schwiegerohn A. Bafalaki zu seinem heutigen 34. Geburtstag ein dreifach donnerndes Hoch, daß die Hundelst die Treppe runter trabelt. Ob bei Rd. soll mal merken läßt? N. S. J. S. M. R. T. R. S. F. G. F. G. B. und Schwiegermutter M. R. [847

Unserm Schwager Bafalaki zu seinem heutigen Geburtstag ein dreimal donnerndes Hoch. Versammlung des Fachvereins der Rohrleger Sonntag, den 17. Oktober, Vormittags 10 Uhr in Hoff's Salon, Kommandantenstraße 71/72. Tagesordnung: 1. Bekanntmachung des Jahresberichts. 2. Bericht des u. d. Fragerathes. Aufnahme neuer Mitglieder. Rückende Mitglieder werden aufgefordert, ihre Beiträge zu regulieren.

Central-Kranken- u. Begräbniskasse für Frauen und Mädchen in Deutschland (G. S. Nr. 26). Sonntag, den 17. Oktober, Nachmittags 4 Uhr, in Gratzwellschen Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79 (oberer Saal): General-Versammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht pr. 3. Quartal. 2. Ergänzungswahl zum Vorstande. 3. Verschiedenes. Um zahlreiches Erscheinen bitten. [830 Der Vorstand

Uhren-Fabrik G. Scharnow bezieht seit zwanzig Jahren, Berlin S., Oranienstr. 152, aus Paris die besten und billigsten Uhren. Zu allerbilligsten Preisen: Silber-Zylinder-Uhren 15, 18, 20, 24 R.; Silber-Zylinder-Uhren 24, 30 R.; Remontoir-Aufzug 24, 30 R.; Silber-Anter-Uhren u. Remontoir-Aufzug 36, 40, 45, 50 R.; 14 tägige Damenuhren von 20 R. an; gold. Herren-Remontoir-Uhren von 50 R. an; Regulator-Uhren zu Fabrikpreisen, 8 u. 14 Tage gehend. 12, 15, 18, 24, 30—75 R. Pariser Uhren, Wand-, Komtoir- u. Wecker-Uhren, in alle Länd. u. Reichellen in großer Auswahl zu den billigsten Preisen. Zylinderuhr reinigen 1,50 Mark. Neue Feder 1,50 Mark. Reparaturen nach Uebereinkunft. [787

Arbeitsmarkt. Vergoldet auf Leisten werden verlangt Reichensbergerstraße 114, 2. Hof. [787 Einen thätigen Fortmachersgesellen sucht. Mit 3—4000 M. kann sich Jemand zur Vermählung einer Einbildung im lithographischen Fach betheiligen. Offerten an die Redaktion dieses Blattes erbeten. [787